1.70 DM / Band 452
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 13.-

NEU





Die große Gruselserie von Jason Dark

Udexa kommt

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Udexa kommt

John Sinclair Nr. 452

von Jason Dark

erschienen am 03.03.1987

Titelbild von Tom Hallmann

Sinclair Crew

Udexa kommt

Die Scharniere des alten Schranks quietschten erbärmlich, als zwei Hände die Tür aufzogen. Zielsicher griffen sie in das Innere und fanden das, was sie gesucht hatten. Die Hände zogen sich zurück. Etwas raschelte, als würde dünner Seidenstoff auseinandergefaltet, dann war es still.

Sekunden später erschien vor dem helleren Rechteck des Fensters ein durch das dunkle Zimmer schreitender Schatten. Sein Körper war zu sehen, der Kopf nicht, denn ihn verdeckte eine schwarze Kapuze. Udexas Killer war unterwegs…

In der Waschküche hing noch der typische Geruch der feuchten Wäsche, obwohl die drei Maschinen längst nicht mehr liefen. Sie standen an einer weiß gekalkten Wand, und ihre runden Glasscheiben sahen aus wie glotzende Bullaugen.

Die Wäschespinne, auf der tagsüber die Kleidung zum Trocknen hing, lehnte zusammengeklappt neben der Tür. Das Fenster mit dem dahinter beginnenden Lichtschacht war ebenfalls geschlossen, und die Lampe an der Decke gab keine Helligkeit ab.

Ein toter Raum, in dem die nächtliche Stille lag. Doch wer genau hinhörte, hätte hin und wieder das Atmen eines Menschen vernehmen können.

O'Toole stand neben der Tür im toten Winkel und wartete. Die sechste Nacht schlug er sich bereits um die Ohren. An den Waschküchengeruch hatte er sich längst gewöhnt und auch an die Dunkelheit sowie das Alleinsein. Manchmal, wenn ihm die Beine vom langen Stehen weh taten, setzte er sich auf eine der Waschmaschinen, um später den Platz wieder zu wechseln.

Licht brauchte er nicht. Wenn der andere kam, würde er ihn hören. Und nur auf ihn wartete er.

O'Toole war als Privatdetektiv in das Sanatorium eingeschleust worden, denn seit einiger Zeit verschwanden des Nachts hin und wieder Patienten. Einige waren später wieder aufgetaucht, halb wahnsinnig, andere wiederum konnten überhaupt nicht mehr reden, weil sie nicht mehr lebten.

Die Polizei hatte die Fälle untersucht, aber nichts herausgefunden, und so war die Sache offiziell im Sande versickert, bis auf O'Tooles Einsatz. Der Chefarzt persönlich hatte ihn engagiert. Die beiden Männer kannten sich. Sie hatten eine Weile gemeinsam die Schulbank gedrückt. Auf einem Klassentreffen hatten sie sich wiedergesehen. Eigentlich hatte O'Toole seinen Schulkollegen nur aus einer Laune heraus seine Visitenkarte überlassen. Jetzt war ein Auftrag dabei herausgekommen.

Er sollte einen Killer fangen!

Bisher hatte sich O'Toole auf anderen Gebieten hervorgetan. Er war ein Meister im Aufdecken von Versicherungsbetrug und arbeitete exklusiv für eine der Großen in der Branche.

Da es im Hochsommer immer ein gewisses Auftragsloch gab, war ihm der Job in der Klinik gerade recht gekommen. Daß er sich dabei allerdings die Nächte um die Ohren schlagen mußte, gefiel ihm weniger.

Tagsüber, wenn er ausgeschlafen hatte, schaute er sich um und sprach mit den Leuten, aber sie erzählten nichts.

Entweder wußten sie nichts, oder sie wagten nicht, den Mund aufzumachen.

Zum Glück brachte ihm der Job einiges ein. Der Gedanke an die zweite Hälfte des Pfundsegens versüßte ihm die Wartezeit ein wenig. Schlecht war, daß er keine Zigarette rauchen konnte, und so wurden die verfluchten Nächte noch länger.

Wer war der Killer? Wo kam er her? Lebte er in der Klinik? Man hatte eine Spur gefunden: Sie führte zumeist durch die Kellerräume, zu denen auch die große Waschküche gehörte.

Wenn der Typ erschien, wollte sich O'Toole zwischen den Waschmaschinen verstecken.

In all den Nächten hatte niemand die, Waschküche betreten. Nicht einmal ein Patient mit einer Schwester hatte sich hier zum Schäferstündchen getroffen. Alles war so richtig normal, fast zu normal, wie der Detektiv meinte.

Und wieder rann die Zeit zäh dahin. Jede Minute dehnte sich. Mitternacht war schon vorbei. O'Toole wußte, daß bald die Müdigkeit über ihn kommen würde. Meist so in der zweiten, dritten Morgenstunde. Da hatte er sich schon des öfteren beim Einnicken ertappt und war jedesmal wieder hochgeschreckt, wenn sein Kopf nach vorn rutschte.

War der Killer überhaupt noch da?

Zehn Tage hatte sich O'Toole gegeben. War ihm in der Zeit kein Erfolg beschieden, wollte er seine Ermittlungen einstellen, so war es auch mit seinem Auftraggeber abgemacht. Überhaupt wunderte er sich darüber, daß die offiziellen Stellen den Fall so schnell zu den Akten gelegt hatten, schließlich waren mehrere Morde geschehen.

Plötzlich hörte er etwas!

Es war kein Wasserrauschen in den Rohren, wenn irgend jemand in der Nacht die Spülung betätigte, nein, das war ein anderes Geräusch. Hinter der Tür, im Kellergang, war es aufgeklungen, und es hatte sich tatsächlich so angehört, als wären es Schritte gewesen.

Augenblicklich änderte der Detektiv seinen Standort. Er schritt auf leisen Turnschuhsohlen in eine Lücke zwischen zwei Waschmaschinen und duckte sich dort.

Seine Müdigkeit war wie weggeblasen. Die Tür war in der Düsternis mehr zu ahnen, als zu sehen, aber O'Toole hatte sich die Umgebung genau eingeprägt.

Bewaffnet war er mit einer Luger-Pistole. Diese Waffe zog er hervor und behielt sie auch in der Hand. Wenn es hart auf hart kam, war er bereit, sofort zu feuern.

Das Geräusch wiederholte sich nicht, und darüber ärgerte sich O'Toole. Er rechnete auch damit, daß er sich getäuscht hatte. Wenn jemand den Gang entlanggeschritten war, hatte er auch zuvor abbiegen können, um einen der anderen Räume innerhalb des verzweigten Kellersystems zu erreichen.

Die Waschküche besaß einen Vorteil. Durch sie konnte man ins Freie gelangen! Hinter der zweiten, nachts verschlossenen Tür, begann eine breite Außentreppe, die in den Teil des Parks führte, der am dichtesten bewachsen war und mit seiner Nordseite an das Gelände grenzte, wo der Jahrmarkt aufgebaut worden war.

Beinahe wäre er zusammengezuckt, denn er hatte abermals ein Geräusch vernommen. Diesmal nicht mehr draußen auf dem Gang, sondern schon im Innern der Waschküche.

Die Türklinke bewegte sich.

Sosehr O'Toole sich auch anstrengte, er sah und merkte erst wieder etwas, als jemand die Tür aufdrückte und von der davor liegenden Dunkelheit in die des Kellers trat.

Kein Lichtschein fiel in die Waschküche. Die Person, die durch die Gänge schlich, mußte sich ausgezeichnet auskennen.

O'Toole packte die Waffe fester. Obwohl er noch keinen schlüssigen Beweis bekommen hatte, war ihm klar, daß es sich bei diesem Ankömmling um den Killer handelte.

Die Spannung ergriff auch von ihm Besitz. Er spürte das Kribbeln in den Füßen und wäre am liebsten in die Höhe geschnellt und dem anderen entgegengelaufen, aber er mußte sich beherrschen, der mehrfache Killer war nicht zu unterschätzen.

Ein Schatten erschien vor der Tür. O'Toole erschrak ein wenig, weil dieser Schatten nicht nur groß, sondern in Kopfhöhe auch noch unförmig war. Als hätte sich jemand einen riesigen Hut aufgesetzt.

Der Detektiv war gespannt, was der andere wohl vorhatte. Noch bewegte er sich vorsichtig und hatte auch beim Schließen der Tür so gut wie kein Geräusch verursacht.

O'Toole spürte das leichte Ziehen im Magen. Es trat immer dann ein, wenn er vor einer entscheidenden Situation stand.

Der Schatten ging weiter. Er schaute weder nach rechts noch nach links, sein Ziel war die zweite Tür mit der dahinter liegenden Außentreppe. In der Waschküche hatte O'Toole die besten Chancen, den Killer zu stellen.

Er richtete sich auf. Auch sehr langsam und vorsichtig, weil er sich nicht durch das Rascheln seiner Kleidung verraten wollte. Der Kerl durfte nichts merken.

Und er merkte tatsächlich nichts.

O'Toole gelangte ungesehen in seinen Rücken und streckte bereits den rechten Arm aus. In der Hand hielt er die Luger, deren Mündungsloch direkt auf den Rücken des Mannes wies.

»Bleib stehen!«

Als O'Toole die Worte gesagt hatte, lief es wie ein Schüttelfrost durch den Körper des Mannes. Es sah so aus, als wollte er herumfahren, doch O'Toole trieb ihn mit einem harten Tritt in den Rücken bis gegen die

Wand. Rücksicht war bei diesen Typen fehl am Platze.
Der Mann konnte sich fangen, und O'Toole befahl ihm, einen Schritt zurückzutreten, sich dann nach vorn zu beugen und abzustützen.
Das tat der Kerl auch.
Erst jetzt atmete der Detektiv auf. In dieser Haltung würde sein Gegner es schwer haben, herumzufahren und einen Angriff zu riskieren. Er hätte unweigerlich das Gleichgewicht verloren.
O'Toole ging näher heran. Mit der freien Hand holte er eine flache Lampe aus der Tasche, schaltete sie ein und tastete mit dem Lichtbalken den Rücken des Mannes von unten nach oben ab.
Es war alles normal, der Kerl besaß zwei Beine, zwei Arme, nur den Kopf konnte O'Toole nicht sehen, weil er von einer schwarzen, seidig glänzenden Kapuze verdeckt wurde. Der Stoff floß bis auf die Schultern. Henker hatten solche Dinger früher getragen.
O'Toole spürte die Gänsehaut auf seinem Körper. Damit hatte er nicht gerechnet, das Tragen der Kapuze bewies ihm gleichzeitig, daß der Mörder nicht erkannt werden wollte. Wahrscheinlich war er bekannt im Sanatorium.
Und noch etwas störte den Mann.
Es war der große Schädel, der auch ein unförmiges Aussehen besitzen mußte.
O'Toole schüttelte den Kopf, weil er sich wunderte. Gleichzeitig spürte er die Warnung. Sie sagte ihm, den Mann an der Wand auf keinen Fall zu unterschätzen.
Sollte er ihn niederschlagen und ihm danach die Kapuze vom Kopf reißen?
Er entschied sich für eine andere Möglichkeit. Dieser Kerl sollte sich das Ding selbst über den Kopf streifen.
»Nimm sie ab!« flüsterte O'Toole scharf. »Nimm die verdammte Kapuze ab, Killer!«
Der schüttelte den Kopf.
O'Toole stand unter Strom. Er war übernervös und reagierte auch so. Den Lauf der Waffe hämmerte er in den Rücken des Mannes, so daß dieser heftig zusammenzuckte.
»Weg mit dem Ding!« O'Toole sprang wieder zurück und sah, daß der Mann nickte.
»Aber eine Hand bleibt an der Wand!«
Auch dagegen hatte der Unbekannte nichts. Mit der Linken stützte er sich ab, die Rechte beschrieb einen Bogen, so daß die Finger in den Stoff greifen konnten, ihn zusammendrückten und auch festhielten. Noch zögerte er, und O'Toole mußte erst ein ungeduldiges Zischen von sich geben, als der Kerl endlich handelte.
O'Toole leuchtete seinen Gegner an. Er wollte ihm keine Chance lassen. Der Kapuzenstoff huschte jetzt schnell über den Schädel. Mit

einem letzten Ruck wurde er abgezogen, und O'Toole bekam so große Augen wie nie zuvor.

»Das… das gibt es doch nicht!« Er ächzte die Worte hervor. Das Ziel, das der Lampenstrahl aus der Dunkelheit hervorholte, war kein normaler Menschenkopf, nein, da schimmerte Haut wie grünliches Leder, sie war zudem schuppig und naß.

»Okay, okay!« Der Detektiv versuchte, sich durch die schnell gesprochenen Worte selbst zu beruhigen. »Ich bin da, du bist da. Und du wirst dich jetzt umdrehen!«

Der Unheimliche nickte.

Er drehte sich auf dem Absatz, sogar ziemlich schnell, weil er den Schwung des Wegstützens ausnutzte.

O'Toole leuchtete direkt in sein Gesicht, das keines mehr war und nichts Menschliches an sich hatte.

Der Mann trug den Kopf einer übergroßen Kröte auf den Schultern!

***

O'Toole schüttelte sich, als hätte jemand einen Eimer Wasser über ihn ausgegossen. Auch diese Reaktion Vertrieb das Bild nicht. Nach wie vor leuchtete er gegen die beiden breiten Hälften des halbgeöffneten Krötenmauls, aus dem ein Schleim in dicken, zähen Tropfen zu Boden klatschte.

In der Öffnung schimmerten die Zähne wie kleine, spitze Dolche.

Über der oberen Hälfte des Mauls befanden sich dunkle Augen mit einer etwas helleren Pupille, die den Detektiv anstarrten, als wollten sie ihn im nächsten Augenblick durch ihre gnadenlosen Blicke töten.

O'Toole war so überrascht worden, daß er nicht mehr an seine Waffe dachte. Er wußte instinktiv, daß sich der Unbekannte keine Maske übergestreift hatte, der Krötenschädel war echt.

Mensch und Tier waren bei ihm auf eine unheilige Art und Weise eine schreckliche Verbindung eingegangen.

Als er dann reagieren wollte, war es zu spät. Da wuchtete das Monstrum seinen Körper bereits mit einer Schnelligkeit vor, die kein Ausweichen mehr zuließ.

O'Toole wurde erwischt. Der Schlag traf sein Gesicht, der zweite Hieb hämmerte auf seine rechte Hand, so daß der Schmerz wie Feuer durch das Gelenk schoß und er die Luger nicht mehr halten konnte. Sie prallte auf den Boden, das Geräusch hörte sich für ihn dabei endgültig an, und als er sich trotzdem bückte, um die Pistole aufzuheben, erwischte es ihn im Nacken.

Ein sehr harter Schlag explodierte dort und schleuderte den Detektiv auf den Boden.

Er wurde nicht bewußtlos, aber er stand an der Schwelle. Man hatte ihn paralysiert. Er bekam mit, was um ihn herum vorging, nur wehren

konnte er sich nicht.

Tappende Schritte umkreisten ihn.

Wieder rann etwas aus dem Maul der Kröte. Diesmal klatsche es auf seinen Rücken und blieb innerhalb der Kleidung kleben.

Hände griffen nach ihm. Sie drehten ihn herum, so daß er direkt in das Krötengesicht mit dem breiten, halb geöffneten Maul starren konnte und es widerlich fand.

Dieses Wesen stank nach Sumpf und Moder, als wäre es gerade aus brakigem Wasser gestiegen.

Aus dem breiten Maul drangen Laute, die ihm Angst machten. Ein tiefes Röhren, ein Blubbern und Keuchen, wie er es noch nie zuvor vernommen hatte.

Vor dem Maul hatte er Angst. Das konnte mit einem Biß sein Leben auslöschen.

Die beiden Hälften blieben fast geschlossen, denn die Mutation hatte etwas anderes mit ihm vor. Sie faßte ihn unter, hievte ihn hoch und schleuderte ihn über ihre Schulter. Auf der linken Hälfte lag er und konnte sich nicht wehren. Seine Luger hatte der Unheimliche an sich genommen.

Er drehte sich mit seiner Beute und visierte die zweite Tür der Waschküche an.

Sogar einen Schlüssel besaß das Wesen, öffnete und wandte sich nach rechts, um die lange Außentreppe hochzusteigen. Dabei gab es zufriedene, satt klingende Geräusche von sich.

O'Toole bekam jeden Schritt mit. Er wippte auf der Schulter des Monstrums. In seinen Schädel schienen sich Messer hineinzubohren, und er war noch immer nicht in der Lage, sich zu bewegen.

Der Unheimliche hatte die Treppe hinter sich gelassen und begann mit einer Art von schaukelndem Dauerlauf, der ihn und sein Opfer in die dunkle Tiefe des Parks hineinführte, wo er nicht mehr beobachtet werden konnte.

O'Toole aber wußte, daß es ihm nicht anders ergehen würde als den Opfern zuvor auch.

Im besten Fall fand man ihn als Wahnsinnigen. Aber dann würde er lieber sterben…

***

Das Zimmer war geräumig, durch das breite Fenster floß viel Licht, die Einrichtung zählte zum gehobenen Standard, und trotzdem fühlte sich Suko wie ein Raubtier, das man in einen Käfig gesperrt hatte.

Er wußte selbst nicht genau, ob man ihn abgeschoben oder dienstlich in dieses Sanatorium gesteckt hatte. In erster Linie hatte er sich von all den Dingen, die in der letzten Zeit geschehen waren, erholen sollen. Auf Befehl seines Chefs, Sir James Powell.

Suko mußte einmal zur Ruhe kommen, denn er hatte einen verdammt schweren Schicksalsschlag hinter sich.

Shao war tot!

Nicht einmal ein Körper war von ihr zurückgeblieben, dafür ein weißes Gerippe.

Noch immer sah Suko die Szene vor sich, wie er Buddhas Stab genommen und Shao damit angegriffen hatte. Er war in ihren Körper gedrungen, hatte diesen zerfallen lassen, so daß nur das Skelett zurückgeblieben war.

Danach war der Chinese nicht mehr ansprechbar gewesen. Tagelang hatte er sich verkrochen, gebrütet, sich Vorwürfe gemacht, und auch der Besuch seiner Freunde hatte ihn nicht aufrichten können.

Bis Sir James Powell ein Machtwort sprach und Suko in Kur schickte.

Der Inspektor wollte natürlich nicht, aber Sir James, der alte Fuchs, hielt noch eine Trumpfkarte in der Hinterhand. Er hatte Suko diese Kur als Dienst schmackhaft gemacht, denn in der Umgebung des Kurhauses waren rätselhafte Dinge passiert.

Menschen verschwanden, tauchten wieder auf oder wurden nie mehr gefunden.

Diejenigen, die man fand, hatten den Verstand verloren. Sie mußten etwas ungemein Grauenvolles gesehen haben, über das sie nicht mehr reden konnten.

Suko war nicht nur von Sir James bearbeitet worden, auch John Sinclair und Bill Conolly hatten ihn so hart bedrängt, daß er praktisch nicht mehr nein sagen konnte. Mittlerweile befand er sich eine Woche in der Kur und war mit vielen Gästen bekannt geworden.

Die meisten waren Polizisten oder Kriminalbeamte, die, so wie Suko, eine Erholung nötig hatten. Sie sprachen auch über ihren Streß und die Gründe, weshalb sie in der Kur waren, nur Suko blieb verschlossen.

Dafür erkundigte er sich mehr nach diesem geheimnisvollen Verschwinden der Männer, erntete jedoch meist ein Achselzucken, auch bei Chefarzt Dr. Barrymoore, der die Klinik leitete.

Suko machte tagsüber Spaziergänge in die Umgebung, die man als durchaus gefährlich bezeichnen konnte, weil sie sumpfig war.

Der Sumpf breitete sich sogar aus. Trockengelegt werden durfte er nicht, da er als Biotop unbedingt erhalten werden mußte. Suko, der Tagsüber auf andere Gedanken kommen wollte, konnte sich durchaus vorstellen, daß die nicht mehr zurückgekehrten im Sumpf für alle Zeiten verschwunden waren.

Natürlich wurden immer wieder Warnungen ausgesprochen, sich nicht in dieses Gebiet zu begeben, aber nicht jeder hielt sich eben daran. Festbinden konnte man die Leute auch nicht.

Der Sumpf wäre eine Erklärung gewesen, das hatten auch die seit

einem Jahr ermittelnden Polizeibeamten in Erwägung gezogen. Dagegen sprach, daß einige wiedergekommen waren und dabei den Verstand verloren hatten. Möglicherweise hatte Sir James recht, und es war bei diesen Fällen tatsächlich nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Diese Recherchen lenkten Suko von den bösen Erinnerungen ab, aber am Abend oder in der Nacht kehrten sie zurück. Da wurden sie zu einer gewaltigen Qual, die auf seine Seele drückte.

Er hätte auch zu den anderen gehen können, die in den Aufenthaltsräumen zusammensaßen und von früheren Zeiten sprachen, in denen es ihnen bessergegangen war, aber Suko wollte einfach nicht.

Er fühlte sich auch nicht als Rekonvaleszent oder als Kranker, er war hier, um Morde aufzuklären.

Noch hatte er keinen Hinweis gefunden, doch er glaubte daran, daß sich bei Dunkelheit etwas tun würde, und so hockte er am Abend und auch in der Nacht am Fenster, um in den dunklen Park zu schauen, in dem gegen Mitternacht auch die letzten Lampen verlöschten und die gesamte Umgebung in eine Insel des Schweigens hüllte.

Auch an diesem Abend war es wieder so. Suko hatte ein wenig gegessen, eine Flasche Mineralwasser getrunken und war zu seinem Zimmer hochgegangen. Was zuvor nie geschehen war, passierte in dem Augenblick, als er das Radio anstellte.

Es klopfte.

Suko schaltete den Apparat wieder aus, drehte sich um und fragte:

»Wer ist da?«

»Dr. Berrymoore.«

»Bitte, kommen Sie herein.«

Dr. Ernest Barrymoore betrat das Zimmer und sah aus wie der große Optimist. Suko hatte ihn noch nie ohne Lächeln gesehen. Er war der ideale Strahlemann. Groß, ziemlich schlank, um die 40, noch dunkles Haar und eine leicht gebräunte Haut.

Suko deutete auf einen der beiden Sessel. »Nehmen Sie bitte Platz, Doktor.«

»Danke.« Barrymoore trug noch immer seinen weißen Kittel, den er nicht geschlossen hatte.

Auch Suko setzte sich. »Wenn Sie etwas trinken wollen, Doktor, ich bestelle es Ihnen gern.«

»Nein, nein.« Barrymoore winkte ab. »Umstände brauchen Sie nicht zu machen.«

»Es wären keine gewesen«, erwiderte Suko lächelnd. »Darf ich fragen, um was es geht?«

Der Arzt wirkte ein wenig verlegen. »Ich kümmere mich um jeden Patienten, der bei mir zu Besuch ist, wobei ich davon ausgehe, daß es

sich nicht um Kranke im eigentlichen Sinn des Wortes handelt.«

»Das meine ich auch«, sagte Suko. »Wir sind hier, um uns unter ärztlicher Aufsicht zu erholen.«

»Stimmt.«

»Und ich fühle mich auch nicht als Patient, Doktor.«

Barrymoore nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Sie haben einen Job zu machen. Ich selbst war es, der so etwas wollte, und Ihr Chef hat reagiert. Die ungeklärten Verbrechen, die hier geschehen, belasten mich.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Aber wie ist es mit Ihrer Belastung, Inspektor?«

Suko lehnte sich zurück. »Wie meinen Sie das?«

»Wie fühlen Sie sich? Haben Sie den Tod Ihrer Partnerin inzwischen überwunden?«

»Das, Doktor, ist meine Sache.«

»Sicher.« Barrymoore nickte. »Ich wollte Ihnen auf keinen Fall zu nahe treten.«

»Ich bin kein Europäer, obwohl ich schon lange in London lebe. In meinen Adern fließt asiatisches Blut. Wir trauern anders, Doktor. Nehmen Sie darauf keine Rücksicht. Ich fühle mich auch nicht als Patient. Ich will die ungelösten Fälle aufklären und sehen, was dahintersteckt.«

»Natürlich, Suko. Dann beschränken wir uns eben auf dieses eine Thema.«

»Darum möchte ich bitten.«

»Wie sehen Sie die Sache? Haben Sie einen Verdacht? Wissen Sie bereits mehr?«

»Nein, Doktor, ich weiß nicht mehr. Noch nicht. Vielleicht erfahre ich in den nächsten Tagen etwas. Die Zeit, so hat man mir mitgeteilt, ist nicht begrenzt.«

»In der Tat.« Dr. Barrymoore räusperte sich. »Ich will ja nichts sagen und mich nicht in Ihre Arbeit einmischen, aber ich habe das Gefühl, als gäbe es den Killer gar nicht.«

»Denken Sie an eine Einbildung?«

»Ja, so ähnlich.«

Suko schüttelte den Kopf. »Die Leichen sprechen dagegen, Sir. Es muß den Mörder geben.«

»So meine ich das auch nicht. Vielleicht ist er weitergezogen, wenn ich das mal so salopp sagen darf. Möglicherweise hat er auch bemerkt, daß man ihm auf der Spur ist. Und zwar in zweifacher Hinsicht.«

»Was heißt das?«

»Nun.« Dr. Barrymoore wirkte ein wenig verlegen. »Ich bin ja eigentlich gekommen, um Ihnen das zu sagen, Suko. Ich habe noch jemanden engagiert, der sich um den Fall kümmern soll. Einen

Privatdetektiv, verstehen Sie? Der Mann ist gut, ich kenne ihn, wir waren früher zusammen in der Schule. Er versteht sein Handwerk, das können Sie mir glauben. Dieses Engagement geht auf meine eigene Kappe. Leider hatten seine Bemühungen bisher auch noch keinen Erfolg gezeigt, aber ich dachte mir, daß doppelt genäht besser hält.«

»Wissen es meine Kollegen?«

»Nein.«

Sukos Stimme klang um eine Idee schärfer. »Sie hätten Ihnen dies sagen müssen.«

»Ja!« Der Arzt wirkte ein wenig zerknirscht. »Im Nachhinein haben Sie recht. Aber was soll ich machen? Das Kind ist gewissermaßen in den Brunnen gefallen, und dort liegt es jetzt. Ich bin auch gekommen, um zu fragen, ob Sie den Mann kennenlernen möchten. Er ist integer, soweit ich das beurteilen kann. Möglicherweise ergäbe sich zwischen Ihnen und ihm eine fruchtbare Zusammenarbeit.«

Suko legte seine Hände flach auf die Sessellehnen. Er wirkte entspannt, aber das stimmte nicht. Tatsächlich ärgerte er sich über den Einsatz des Privaten. »Das hätten Sie mir und meinen Kollegen mitteilen müssen, Doc. Ich bin bisher davon ausgegangen, daß wir beide hier als einzige Bescheid wissen.«

Barrymoore nickte heftig. »Im Prinzip ist es auch so. Ich hatte O'Toole aber schon vor Ihrem Einsatz engagiert und kann ihn jetzt schlecht wieder wegschicken. Es war für mich eine Belastung, und ich kann gut verstehen, daß Sie sich hintergangen fühlen, aber versetzen Sie sich bitte in meine Lage. Ich war sehr besorgt, die Morde haben Unruhe gestiftet. Noch immer sind Menschen verschwunden. Keiner von uns weiß, wo wir sie suchen sollen.«

»Das stimmt.« Suko gab sich friedlicher. »Möglicherweise war Ihr Plan nicht einmal so schlecht. Sollte es die Möglichkeit ergeben, werde ich mich mit Mr. O'Toole kurzschließen. Kennt er sich in dieser Gegend aus?«

»Das kann man wohl sagen. Er war des öfteren unterwegs.«

Suko nickte. »Machen wir folgendes. Sie stellen mich dem Mann im Laufe des nächsten Tages vor. Ich rufe Sie dann an, wenn es recht ist.«

Doc Barrymoore erhob sich und lächelte erleichtert. »Danke, Inspektor, damit haben Sie mir viel geholfen.«

Suko winkte ab. »Beim nächstenmal seien Sie nur bitte ein wenig vorsichtiger, wenn Sie irgendwelche Pläne machen. Man muß sich bei solchen Dingen absprechen.«

»Klar, mache ich.« Der Arzt reichte dem Inspektor die Hand.

»Dann wünsche ich Ihnen noch eine ruhige Nacht.«

»Danke gleichfalls.«

Suko schaute dem Arzt nach, bis sich die Zimmertür hinter ihm geschlossen hatte. Konnte er ihm trauen? Es lag erst kurz zurück, da

hatte der Inspektor zusammen mit seinem Freund und Kollegen ein Schreckgespenst gejagt. Ein Monstrum, das sehr gefährlich gewesen war und keine Gnade kannte. Dieses Schreckgespenst hatte sich als Mensch und Monster herausgestellt. Und der Mensch war ebenfalls ein Klinikarzt gewesen.[1] Seit dieser Zeit sah sich Suko bestimmte Ärzte etwas genauer an.

Von Barrymoore konnte er nichts sagen. Sein Ruf war ausgezeichnet, das hatte ihm auch Sir James gesagt. Daß Barrymoore einen Detektiv engagiert hatte, sprach nicht unbedingt gegen ihn.

Suko wollte ihm eine Chance geben und zunächst einmal abwarten, wie sich die Dinge entwickelten. Er löschte eine der beiden Lampen. Jetzt leuchtete nur noch die Birne, über der ein weißer Halbmond hing. Ihr milchiger Schein verteilte sich im Zimmer.

Es war wie in jeder Nacht. Suko schob einen der beiden Stühle an das Fenster und schaute in den Park. Er kam sich einsam vor. An die Dunkelheit im Park mußten sich seine Augen erst gewöhnen, so daß er schließlich die Umrisse ausmachen konnte, die Bäume sah, die Hecken und Büsche. Nicht weit entfernt unterbrach wie ein bleigraues Auge ein künstlich angelegter Teich die Dunkelheit.

Suko saß bewegungslos auf dem Stuhl. Er hatte die Geduld zu warten, aber die trüben Gedanken konnte er nicht verscheuchen. Sie kamen wieder, und sie drehten sich nicht um den Fall, sondern um Shao, die ihr Leben verloren hatte.

Durch seine Schuld!

Diese drei Worte trafen ihn wie Messerstiche. Sie wühlten sich tiefer in seine Seele hinein, entfachten von neuem den Schmerz und trieben ihm den kalten Schweiß auf die Stirn. Er hätte sich mehr um Shao kümmern müssen, aber der Job fraß ihn. Suko war nicht aufgefallen, daß sie unter einem fremden Einfluß gestanden hatte. Das war so schlimm. Dabei hätte ihm etwas auffallen müssen. So war Shao ihren eigenen Weg gegangen, der sie zu den Dämonentrommlern und ins Verderben geführt hatte.

Immer wieder sah er die letzte Szene vor sich. Er hatte auf den Rat des großen Buddha gehört und Shao mit dem Stab angegriffen. Sie war zerfallen. Ein weißes Skelett war zurückgeblieben, mehr nicht.

Keine Haut, kaum Asche, nur eben das Skelett.

Suko schüttelte den Kopf und wischte mit der Handfläche über Stirn und Augen, als könnte er die schrecklichen Bilder vertreiben.

Das gelang ihm auch nicht.

Sie kehrten immer wieder zurück. Er sah sie sogar hinter der Scheibe, als würde sich die Szene noch einmal im Park abspielen.

Suko schluckte. Litt er bereits an Wahnvorstellungen? Bestand doch ein Grund, daß er sich in der Klinik aufhielt?

Er dachte an Depressionen, die Menschen sehr leicht befallen

konnten, wenn sie etwas Schweres hinter sich hatten. Nur wollte Suko so auf keinen Fall reagieren. Er hatte sich immer für besser gehalten. Depressionen hatte er bisher nicht gekannt, und er hoffte, daß dies auch so bleiben würde.

Suko stand auf.

Er mußte unbedingt etwas trinken, lief in das kleine Bad und trank Wasser aus der Leitung. Einigermaßen erfrischt ging er wieder zurück an seinen Platz.

Es war warm im Raum. Auch von draußen würde keine Kühle hereindringen, denn halb England litt seit Tagen unter einer drückenden Schwüle mit tropischen Temperaturen. Die Seebäder hatten Hochbetrieb, die Autobahnen ebenfalls. Wegen des Ferienbeginns waren die Verkehrsverhältnisse chaotisch. Auch auf dem Festland.

Suko preßte seine Stirn gegen die Scheibe, um für einen Moment Kühle zu bekommen. Auch das war nicht möglich. Die Scheibe hatte sich tagsüber aufgeheizt und die Wärme noch nicht abgegeben.

Suko schaute in den Park.

Dort tat sich etwas…

Zuerst glaubte er an eine Täuschung, doch er hatte sich nicht geirrt. Tatsächlich sah er noch vor den Bäumen eine Bewegung.

Da ging jemand her.

Aber wer schlich schon in der Nacht durch den Park? Doch nur jemand, der etwas zu verbergen hatte.

Sukos Mißtrauen war geweckt. Gleichzeitig auch das Jagdfieber.

Möglicherweise stand er jetzt dicht vor der Szene, die er sich so lange schon gewünscht oder herbeigesehnt hatte.

Leider leuchtete keine Laterne mehr. Suko mußte sich schon darauf verlassen, was sich unter ihm in der Dunkelheit abspielte. Der Schatten war zwar kaum auszumachen, dennoch, wunderte sich Suko über die etwas ungewöhnliche Form.

So sah eigentlich kein Mensch aus. Es sei denn, er war verwachsen oder trug irgend etwas auf der Schulter.

Das konnte hinkommen!

Der Inspektor dachte nicht mehr länger darüber nach, er handelte.

So rasch wie möglich verließ er sein Zimmer. Auch wenn nur die Notbeleuchtung auf den Gängen brannte, kannte er sich aus innerhalb der Klinik. Den Weg nach draußen zu finden, war für ihn keine Schwierigkeit, und er nahm auch die entsprechende Abkürzung.

Doc Barrymoore hatte ihn mit einigen Schlüsseln ausgerüstet, die zu den entsprechenden Schlössern paßten. Da sich Suko die Schlüsselformen eingeprägt hatte, brauchte er nicht lange zu suchen, um den passenden für die Hintertür zu finden.

Der Inspektor schloß auf, tauchte in die Dunkelheit und spürte

augenblicklich die feuchte, drückende Luft, die sich bei jedem Atemzug auf seine Lungen legte.

Nicht weit entfernt befand sich das Moor. Dort stiegen, ob Tag oder Nacht, permanent Dämpfe und Nebelschwaden in die Höhe, die ein leichter Wind in der Umgebung verteilte und auch in den Klinikpark wehte, so daß er auch den fauligen Geruch der sterbenden Pflanzenwelt mitbrachte. Wenn die Luft drückte und Schwüle wie Blei lag, war der Geruch noch intensiver. So auch in dieser Nacht.

Suko brauchte nicht weit zu laufen, um die Stelle zu erreichen, wo er den Mann entdeckt hatte. Dort befand er sich natürlich nicht mehr, aber der Inspektor nahm sich die Zeit, eben die Stelle zu untersuchen. Fußabdrücke sind oft genug im Gras zu sehen, zudem leuchtete Suko mit seiner Lampe und entdeckte tatsächlich die entsprechenden Spuren. Und zwar nicht nur an einer Stelle. Er konnte auch die Richtung erkennen, in die sich der andere gewandt hatte.

Er war dort verschwunden, wo die Bäume dichter zusammenstanden und innerhalb des Parks einen lichten Wald bildeten. Dieser Weg führte aber auch an den Rand des Sumpfes, von wo der Wind den fauligen Geruch herwehte.

Diesmal ließ Suko die Lampe ausgeschaltet. Er ging nicht zu langsam, bewegte sich aber auch nicht zu schnell, da er sich nicht überraschen lassen wollte. Suko rechnete mit einem Hinterhalt, und er wollte sich auf bestimmte Geräusche konzentrieren, die der andere möglicherweise bei seinem Gang hinterließ.

Zu hören war nichts.

Sehr bald hatte Suko die düsteren Schatten zwischen den Baumstämmen erreicht, von denen er aufgesaugt wurde. Der Wald war nicht tot. Die Tiere der Nacht waren aus ihren Verstecken gekrochen und suchten nach Beute. Auch vom entfernt liegenden Sumpf vernahm Suko gewisse Laute, die in der fast stehenden Luft ziemlich deutlich zu hören waren.

Er bewegte sich sehr vorsichtig weiter. Manchmal mußte er den Kopf einziehen, um nicht von Zweigen oder Ästen gestreift zu werden. Noch bestand der Untergrund aus einer Rasenfläche. Später würde es sich ändern. Dann bedeckte Sumpfgras den Boden.

Suko lief sichernd weiter – und hörte etwas, das überhaupt nicht in die allgemeine, sehr leise Geräuschkulisse hineinpassen wollte.

Ein schweres Ächzen und Laute, die an das Quaken eines Frosches erinnerten, waren zu hören.

Um sich besser konzentrieren zu können, blieb Suko stehen. Es störte ihn auch nicht, daß sich der Vorsprung des anderen dabei vergrößerte. Er würde ihn rasch wieder aufgeholt haben.

In der Tat verkürzte sich die Distanz. Als er das Ende des Parks erreicht hatte, glaubte er sogar, den Mann sehen zu können. Jedenfalls

bewegte sich vor ihm ein Schatten.

Es gab weder Mauer noch Zaun, dafür eine Straße, die parallel zum Grundstück führte. Sie war nur wenig befahren. Meist von Einheimischen oder Anglern aus der näheren Umgebung.

Suko überquerte die Straße, blieb für einen Moment stehen und schaute über das jetzt flache und fast baumlose Gelände hinweg, das allmählich in einen gefährlichen und tückischen Sumpf überging.

Da kaum Wind wehte, bewegte sich auch kein Gras. Nicht einmal die Zweige der Sumpfsträucher zitterten. Tot und ruhig lag das Gelände vor den Blicken des Inspektors.

Aber er entdeckte die Bewegung!

Es war der Kerl, den er auch vom Fenster aus gesehen hatte. Zu erkennen an seinem etwas schaukelnden Gang, mit dem er sich fortbewegte. Auch wenn die Finsternis hin und wieder täuschte, Suko erkannte, daß der Vorsprung nicht so groß war, wie er gefürchtet hatte.

Den würde er einholen.

Der Inspektor hatte Glück, denn als er über den Straßengraben hinwegstieg und seinen Fuß auf das Sumpfland setzte, fand er sofort einen entsprechenden Pfad, den auch der Typ vor ihm gegangen war. Durch jeden Sumpf gab es Wege, so war es auch hier.

Suko lief schneller. Ob er den Rücken des Verfolgten sah oder dessen Vorderseite, war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Nur weit entfernt sah Suko ein fahles, grüngelbes Leuchten wie eine halbrunde Wolke über dem Sumpf stehen.

Eine Erklärung hatte er für dieses Phänomen nicht, dafür wehte ihm aus dem Zentrum die faulige Luft entgegen, als er tief durchatmete.

Suko wollte sich auf keinen Fall zu tief in den Sumpf hineinlocken lassen. Je früher er den anderen stellen konnte, um so besser war es für ihn.

Er ging aufs Ganze.

Suko bewegte sich fast wie ein Sprinter und hielt auch die Lampe in der Hand, deren Lichtfinger wie ein etwas breiterer Laserstrahl die Finsternis zerschnitt und einen Kreis auf den Rücken des Mannes malte, der im gleichen Augenblick Sukos Stimme vernahm.

»Keinen Schritt weiter!«

Der Inspektor hatte mit zahlreichen Reaktionen gerechnet, deshalb wunderte er sich, daß der Kerl tatsächlich stehenblieb.

Suko ging näher. Dabei bewegte er die Lampe, so daß er den Körper besser sah. Erst jetzt erkannte er, weshalb dieser Typ so ungewöhnlich geduckt gelaufen war. Auf seiner linken Schulter hatte er einen Menschen liegen, der zumindest bewußtlos, wenn nicht tot war, denn er selbst rührte sich nicht. Es war auch kein Stöhnen oder Atmen von ihm zu hören. Er lag völlig still.

Das paßte Suko überhaupt nicht. Er wurde vorsichtiger. Ein Mann, der mit seiner menschlichen Beute des Nachts durch den gefährlichen Sumpf schlich, das paßte alles wunderbar zusammen, und Suko war fest davon überzeugt, daß es sich bei diesem Kerl um den von so vielen Polizisten gesuchten Mörder handelte.

Noch immer stand der Kerl bewegungslos. Sicherheitshalber zog Suko die Beretta und hielt ebenfalls einen sicheren Abstand von ungefähr zwei Schritten.

»Okay«, sagte er zu der geduckten Gestalt, »und jetzt dreh dich langsam um!«

Der Mann nickte nicht, er gab auch keinen Laut von sich, er befolgte nur den Befehl.

Nach links drehte er sich – und wurde plötzlich schnell.

Bevor Suko noch irgend etwas unternehmen konnte, schleuderte der andere schon den Körper nach ihm.

Da Suko nicht wußte, ob es sich um einen Bewußtlosen oder Toten handelte, schoß er auch nicht, sprang zur Seite, duckte sich noch, aber das genau war sein Fehler.

Der Tote hatte sich durch den Schwung in der Luft gedreht, und Suko bekam dessen Schuhe genau seitlich gegen den Schädel. Die Treffer wirkten wie Hammerschläge. Er war irritiert, mußte zu Boden und fühlte unter seinen Händen die Weiche des Sumpfgrases, in das sich auch die Feuchtigkeit mischte.

Suko kam wieder hoch und sah den Fuß.

Eine mächtige Schuhsohle nahm den größten Teil seines Gesichtsfeldes ein. Darüber aber schimmerte in einem Ausschnitt etwas, das ihn an ein leicht glänzendes Krötenmaul erinnerte, und er sah auch ein gefährliches Augenpaar.

Dann mußte er den Tritt nehmen.

Suko flog wie eine Puppe zurück, die man einfach weggeworfen hatte. Er warf noch die Arme hoch, dann landete er auf dem Rücken, blieb liegen und dachte nicht mehr daran, seine Waffe einzusetzen.

Er war benommen, paralysiert, konnte sich nicht mehr bewegen und dachte nur, daß der andere ihn jetzt töten konnte.

Das tat er nicht.

Das Monstrum mit dem Krötenschädel drehte sich um und hob O'Toole hoch. Dabei fiel etwas aus dessen Tasche und blieb dicht neben dem Inspektor liegen.

Das Monstrum aber trug O'Toole auf seinen Armen wie ein kleines Kind und verschwand in der Finsternis über dem gefährlichen Sumpf.

Suko aber blieb als Geschlagener zurück…

***

Er wußte überhaupt nicht, wie lange er gelegen hatte. Zwar war er

nicht bewußtlos geworden, aber der Zustand, in dem er sich befand, ähnelte dem anderen fatal.

Er sah auch ein, daß er verloren hatte. Zweimal hatte er versucht, sich aufzurichten. Es war ihm bis zur Hälfte gelungen, dann war er wieder zurückgefallen.

Sein Gehirn funktionierte. Er konnte auch nachdenken und überlegen. Dabei dachte er an diesen gefährlichen Killer und rechnete sogar damit, daß er zurückkehren würde, um einen weiteren Mord zu begehen.

Trotzdem kam er nicht hoch. Der Mörder hatte ihn voll erwischt.

So blieb Suko auf dem Rücken liegen, sah rechts und links das Sumpfgras in die Höhe wachsen und nahm auch den fauligen Geruch wahr, der über die weite Fläche wehte.

Etwas Positives fand er trotzdem an seiner Lage. Der Mörder hatte ihn dort niedergeschlagen, wo der Sumpf noch nicht so gefährlich und saugend war. An dieser Stelle erinnerte er mehr an eine Graslandschaft, wenn auch mit weichem Untergrund.

An die ihn umgebenden Geräusche hatte sich der Inspektor längst gewöhnt. Das Gluckern, manchmal auch das Schmatzen oder die trägen Flügelschläge eines durch die Finsternis fliegenden Vogels, der dicht über Suko hinwegstreifte.

Aber auch einen anderen Laut vernahm Suko, und der trieb ihm eine Gänsehaut auf den Rücken.

Schritte!

Kam der Killer zurück?

Suko lag unbeweglich und lauschte diesen leicht schmatzenden Geräuschen, die nie gleich blieben und sich verstärkten, ein Zeichen, daß der andere näher kam.

Aber nicht aus dem Zentrum des Sumpfes, sondern von dort, wo auch Suko hergekommen war.

Er konnte nichts tun. Der Inspektor lag regungslos da, lauschte den Schritten, hörte dazwischen ein schweres Atmen und schielte zu dem Schatten hoch, der einen Moment später auf ihn fiel und ihm einen großen Teil der Sicht nahm.

Es war ein menschlicher Schatten, und es waren menschliche Hände, die tastend über Sukos Körper glitten, unter seine Jacke rutschten, aber nichts wegnahmen.

Dafür hörte der Chinese das hechelnde Atmen und dann die flüsternde, trotzdem krächzende Stimme. »Manchmal sollte man den Sumpf meiden. Vor allen Dingen in der Nacht. Bleibt lieber in euren Häusern, das ist viel besser und sicherer.«

Nein, das war bestimmt nicht der Mörder. Suko schöpfte etwas Hoffnung. Der Mann konnte ihm vielleicht helfen. Er war sehr nahe an ihm. Suko roch den säuerlichen Schweiß, doch das Gesicht sah er

nicht.

»Wer bist du?« fragte er mit leiser Stimme.

Die Antwort bekam er nicht sofort. Zunächst hörte er das leise Lachen. »Ich bin der, der nichts sehen kann und trotzdem alles weiß, weil mir die Natur Antwort auf meine Fragen gibt.«

Suko überlegte schnell und fragte dann: »Bist du blind?«

»So ist es. Ich bin der blinde Fenton.«

»Und du gehst des Nachts in den Sumpf?«

»Ja, er ist mein Revier. Ich kenne mich dort wunderbar aus, das kann ich dir sagen. Die Vögel des Himmels weisen mir den Weg, und Pflanzen führen mich durch das Moor. Ich kenne es, ich kenne seine Geheimnisse, nichts bleibt mir verborgen. Ich weiß mehr als die anderen, obwohl ich nichts sehe. Aber ich besitze ein anderes Auge. Das Gefühl. Und dieses Gefühl hat mich gewarnt.«

»Wovor?«

»Es liegt etwas in der Luft. Die Menschen haben die Zeichen der Zeit nicht verstanden. Sie gehen einfach über sie hinweg. Das ist nicht gut, nein, nicht gut. Sie müßten von der schrecklichen Gefahr etwas wissen, das glaube mir.«

»Du kennst sie?«

»Ich kenne alles.«

»Vielleicht bin ich ebenso wie du? Ich suche einen Mörder. Ich hätte ihn fast erwischt, aber er war diesmal noch schneller.«

»Er wird immer schneller als ein Mensch sein, sobald dieser seine Augen verschlossen hält und nicht daran glaubt.«

»An was denn?«

»Udexa!«

Suko sprach nicht weiter. Er überlegte und dachte über das Wort nach.

Sosehr er seine Gehirnzellen auch anstrengte, einen Erfolg erzielte er nicht. Den Namen Udexa hatte er noch nie in seinem Leben gehört. Damit konnte er nichts anfangen.

»Du sagst nichts, Fremder? Dabei müßtest du Angst vor Udexa haben.«

»Ich kenne ihn nicht.«.

Der blinde Fenton lachte glucksend. »Das kann ich mir vorstellen. Wer kennt Udexa schon? Außerdem ist er kein er, sondern eine sie. Sie herrscht hier, und sie wird kommen, denn ihr Helfer schafft die Opfer, die sie verlangt. Wenn *sie* aus dem Sumpf steigt, wird die Panik der Menschen nicht mehr zu stoppen sein. Sie alle haben gelacht, es war ein Fehler. Udexa wird sie eines Besseren belehren. Auch du solltest nicht lachen und nur an meine Worte denken. In dieser Nacht hast du Glück gehabt. Wer aber gibt dir die Garantie, daß es auch in der nächsten und übernächsten so sein wird? Niemand, mein Freund.

Niemand kann sie dir geben. Dem Mutigen gehört die Welt. Du warst mutig, aber du darfst auch nicht die Gefahren unterschätzen, die noch lauern.«

»Okay, Fenton, ich weiß jetzt einigermaßen Bescheid. Vielleicht könnten wir beide uns zusammentun?« Suko hatte bereits ins Leere gesprochen, denn der Blinde befand sich auf dem Rückzug. Seine tappenden Schritte waren von leichten schmatzenden Lauten begleitet.

Noch immer hatte Suko Mühe, sich überhaupt zu bewegen. Er dachte über die Worte des Blinden nach. Sie waren sehr warnend gesprochen worden, und der Inspektor gehörte zu den Menschen, die so etwas nicht in den Wind schlugen.

Wenn ein Einheimischer davon redete, hatte er seinen Grund, dann wußte er mehr als die anderen, und der Name Udexa hatte sich in Sukos Gehirn eingegraben. Er würde ihn nicht vergessen.

Nur – wer verbarg sich dahinter? Darüber hatte der Blinde nicht geredet oder nicht reden wollen. Hieß der Killer so?

Als sich Sukos Gedanken um dessen Person drehten, erinnerte er sich auch wieder an die Szene, die ihm zum Verhängnis geworden war. Der andere hatte sich gedreht und gleichzeitig den Toten oder Bewußtlosen gegen Suko geschleudert. Er war gefallen, der Tritt hatte ihn erwischt, doch zuvor hatte er noch den Kopf oder einen Ausschnitt davon sehen können. Einen Schädel, der nichts Menschliches mehr an sich hatte. Grünlich und naß schimmernd, vielleicht auch schuppig, so genau war es in der Dunkelheit nicht zu erkennen gewesen, aber Suko glaubte fest daran, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Das war kein normaler Kopf gewesen.

Hatte er Udexa bereits gesehen? War diese Person die Gefahr, von der Fenton gesprochen hatte?

In Suko blieben Zweifel zurück, und er versuchte es noch einmal, auf die Beine zu kommen. Dieser unglückliche Treffer mußte doch in seiner Wirkung einmal nachlassen.

Und der Inspektor hatte Glück.

Diesmal schaffte er es, sich in eine sitzende Haltung zu bringen, auch wenn sich in seinem Kopf ein dumpfes Gefühl ausgebreitet hatte. Er hockte normal auf dem Boden, die Feuchtigkeit war durch seine Kleidung gedrungen, spürte auch den leichten Schwindel, aber er konnte sich bereits auf eine bestimmte Sache konzentrieren.

Sie lag genau vor ihm.

Suko streckte den Arm aus, um das kleine dunkle Viereck zu erreichen.

Mit den Fingerspitzen berührte er es zwar, konnte es aber nicht an sich ziehen. Er beugte sich nach links, aber er bekam den Gegenstand einfach nicht zwischen die Finger.

Zunächst rechnete er damit, daß ihm der blinde Fenton eine

Nachricht hinterlassen hatte. Er klappte den Gegenstand auf und sah einen Ausweis vor sich.

Um die Schrift lesen zu können, nahm Suko die Lampe an sich und leuchtete das Dokument ab.

Es war die Lizenz eines Privatdetektivs. Der Mann hieß O'Toole, und Suko fielen sofort die Erklärungen des Chefarztes ein, der von einem Detektiv namens O'Toole gesprochen hatte.

Dieser Mann hatte seinen letzten Auftrag hinter sich. Suko glaubte nicht daran, daß er ihn noch einmal wiedersehen würde. Er steckte den Ausweis ein, drehte sich noch weiter nach links, stemmte sich mit einer Hand ab und stand auf. Es klappte besser, als er angenommen hatte. Breitbeinig stand er auf dem weichen Untergrund, schaute in die Dunkelheit über den Sumpf und sah in der Ferne auch weiterhin das ungewöhnliche Leuchten. Der aus dem Moor steigende Halbkreis hatte sich nicht verändert und auch nicht seine Farbe gewechselt. Zudem war er weder dunkler noch heller geworden.

Es hatte keinen Sinn, dem Mörder noch tiefer in den Sumpf zu folgen. Er mußte zurückbleiben oder wieder in das Haus gehen. Auch wollte er seine Entdeckung nicht für sich behalten. Dr. Barrymoore mußte informiert werden.

Für den Rückweg brauchte Suko wesentlich länger, da er sich noch immer angeschlagen fühlte. In der leeren Halle setzte er sich für einige Minuten hin, ruhte sich aus und machte sich erst dann auf den Weg zu Barrymoore.

Der Arzt bewohnte drei Zimmer in der Klinik. Sie lagen günstig, so daß er alle Trakte schnell erreichte.

Suko brauchte keine Treppen hochzusteigen. Zur Wohnung des Chefarztes führte auch ein Privatlift, den der Inspektor benutzte.

Noch immer ein wenig weich in den Knien, stieg er ein und ließ sich zu seinem Ziel hochschießen.

Er fand neben der Tür eine Klingel, schellte und hörte das Rasseln in der Wohnung.

Dr. Barrymoore hatte noch nicht im Bett gelegen, er war sehr schnell da und öffnete. Der Arzt trug einen Bademantel, sein Haar war noch naß von der Dusche.

Aus großen Augen schaute er Suko an. »Sie?«

»Ja, Sir.«

»Kommen Sie rein.«

Suko ging an ihm vorbei. Barrymoore hatte einen sicheren Blick.

Er erkannte sofort, daß mit dem Inspektor einiges nicht stimmte, stützte ihn sogar ab und drückte ihn anschließend in einen bequemen Fernsehsessel.

»Wollen Sie etwas trinken?«

»Mineralwasser wäre nicht schlecht«, antwortete Suko

schweratmend. Er wischte mit seinem Taschentuch die nasse Stirn trocken.

Der Arzt kam mit zwei Gläsern zurück. Eines war für ihn. Bevor er irgendwelche Fragen stellte, trank er.

Auch Suko leerte sein Glas, beugte sich vor, nickte und erklärte, daß es ihm besserginge.

»Was hat man mit Ihnen gemacht?«

»Mich niedergeschlagen.«

»Hier?« Dr. Barrymoore war erstaunt.

»Nein, jenseits des Parks.«

»Was hatten Sie denn da zu suchen?«

Suko lehnte sich zurück. »Das will ich Ihnen ja erklären. Aber es ist keine gute Geschichte, Sir.«

Suko begann mit seinem Bericht, und Barrymoore wurde weiß wie eine Kalkwand, als er hörte, daß O'Toole seinen Einsatz mit dem Leben bezahlt hatte. Suko sprach auch von Udexa und den blinden Fenton, dann wartete er auf die Reaktion des Arztes.

»O'Toole ist tot«, flüsterte Barrymoore. »Ich kann es nicht fassen. Wo hat man ihn gekillt?«

»Wahrscheinlich im Haus.«

»Meinen Sie?«

»Ja, wenn mich nicht alles täuscht, ist dieser Kerl aus dem Haus gekommen. Hatten Sie O'Toole den Auftrag gegeben, im Haus zu warten?«

»Nein, aber er wollte sich im Keller versteckt halten, das ist schon richtig.«

»Dann hat man ihn auch dort erwischt.«

»Und weggeschafft.«

»Ja, vielleicht zu Udexa, wie mir der blinde Fenton sagte. Kennen Sie ihn, und haben Sie auch schon den Namen Udexa gehört, Sir?«

»Den blinden Fenton kenne ich. Es gibt wohl keinen, der ihn nicht kennt. Er ist ein Original. Zusammen mit seinem Bruder wohnt er drüben im Ort. Der andere Fenton versorgt ihn, denn er ist nicht behindert. Fenton ist so etwas wie ein Geschichten-Erzähler, ein Warner. Er hat oft von einer dämonischen Gefahr gesprochen, die innerhalb des Sumpfes lauern soll.« Dr. Barrymoore lächelte. »Die Leute haben ihn nicht ernst genommen, mich eingeschlossen.«

»Man hätte es tun sollen. Jetzt ist es wahrscheinlich zu spät.«

Suko hob die Schultern. »Und Udexa?«

»Keine Ahnung, Inspektor. Was ist das überhaupt für ein Name?«

»Das frage ich mich auch. Vielleicht ist es ein Monstrum, ein Dämon oder die Gefahr, die innerhalb des Sumpfes lauert.«

Dr. Barrymoore atmete ein und stöhnte dabei. »Sie verlangen sehr viel, Inspektor. Ich kann das einfach nicht so akzeptieren, wie Sie mir

das sagen.«
»Es ist auch schwer, wenn man eingefahrene Gleise verlassen muß und umdenken soll.«
»Stimmt. Aber wie geht es weiter?«
»Eine gute Frage, Sir. Wir müssen davon ausgehen, daß O'Toole nicht mehr zurückkommt. Das wäre wieder ein Toter oder Verschwundener mehr. Der Fall nimmt allmählich Dimensionen an, die mir persönlich überhaupt nicht gefallen. Zudem fühle ich mich auf eine gewisse Art und Weise herausgefordert und gleichzeitig überfordert. Deshalb werde ich Hilfe holen.«
»Ein Kollege?«
»Ja, der Mann, der hier noch gefehlt hat. Geisterjäger John Sinclair…«

***

Die letzten Tagesanfänge waren auch für mich verdammt betrüblich gewesen, weil ich ebenfalls den Schock über Shaos Tod noch nicht verdaut hatte.
Die Chinesin war eine sehr gute Freundin von mir gewesen, wir hatten viel gemeinsam unternommen, viel gelacht und Spaß miteinander gehabt. Das fiel nun weg, und so sah ich die hellen Sommertage als sehr, sehr trübe an.
In der Nachbarwohnung war es ruhig. Auch von Suko hörte ich nichts. Er sollte sich erholen. Allerdings dabei auch einen Fall aufklären, wie mir Sir James in einer stillen Stunde erklärt hatte. Das war bestimmt gut so, denn es lenkte Suko doch von seinen schweren Selbstvorwürfen ab.
Auch die Conollys waren geschockt gewesen, als sie von Shaos Tod gehört hatten. Es war wie ein Einbruch, der unser Team auseinandergerissen hatte. Shao hatte einfach zu uns gehört. Kaum vorstellbar, daß sie jetzt nicht mehr dabei sein sollte.
Nicht einmal richtig begraben hatten wir sie können. Nein, ein solches Ende hatte sie nicht verdient gehabt.
Mein Büro wirkte verwaist ohne Suko. Glenda war zwar schon da, doch ihre Freundlichkeit wirkte gespielt, wie die meine.
»Hallo Glenda.«
»Morgen, John. Du sollst sofort zu Sir James kommen.«
Ich blieb noch an der Tür stehen. »Um was geht es?«
»Es hängt irgendwie mit Suko zusammen.«
»Okay, ich gehe dann.«
Sir James stand mit dem Rücken zur Tür und drehte sich erst um, als ich sein Büro betreten hatte. Er deutete auf das Fenster. »Eine furchtbare Luft liegt über der Stadt. Smog, Schwüle und Hitze. Wann kommt endlich das Gewitter, John?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«
Der Superintendent hob die Schultern und auch die Arme. »Leider können wir Menschen so vieles nicht. Manchmal tut es direkt weh, wenn man merkt, wie unzulänglich man doch ist. Ergeht es Ihnen nicht auch so, John?«
»Sir, wem sagen Sie das.«
»Okay, nehmen Sie Platz.« Nachdem ich mich gesetzt hatte, kam Sir James zum Kern des Problems. »Suko steckt in Schwierigkeiten. Er rief noch in der Nacht an und bat um Ihre Hilfe.«
»Ist es so schlimm mit ihm geworden?«
»Nein, nicht wegen Shao. Sie wissen von dem geheimnisvollen Verschwinden der Menschen. Ich hatte Suko ja gebeten, die Augen offenzuhalten. Er ist wohl auf eine Spur gestoßen, die er selbst als heiß bezeichnet. Aber er braucht Ihre Unterstützung.«
»Soll ich sofort fahren?«
»Ja, dann sind Sie in zwei Stunden da.«
»Wie heißt das Kaff denn noch?«
»Wye.«
»Kenne ich nicht.«
»Es liegt im Südwesten. Canterbury ist nicht allzuweit weg.«
»Gibt es dort nicht auch Sümpfe?«
»So ist es.« Sir James räusperte sich. »Das Gelände des Sanatoriums grenzt an den Sumpf. Es scheint mir sogar eine recht gefährliche Gegend zu sein.«
»War Suko schon dort?«
»Ja, dort hat man ihn auch niedergeschlagen.«
»Wer?«
»Das müssen Sie ihn selbst fragen. Er ist jedenfalls der Meinung, daß die Sümpfe eine große Gefahr für die Menschen bergen. Man hat ihn auch vor dieser Gefahr gewarnt. Er bekam Kontakt mit einem Blinden, der angeblich mehr wußte.«
»Das kann er mir alles selbst sagen.« Ich stand auf. »Wenn sich etwas Neues ergibt, erstatte ich Bericht.«
»Ist schon klar.«
Ich ging. Oft genug hatte ich das Büro meines Chefs mit einem Scherz auf den Lippen verlassen. Diesmal dachte ich nicht daran, eine solche Bemerkung von mir zu geben. Noch immer lag Shaos Tod wie ein großer Schatten über meinem Gemüt.
Glenda schaute mich fragend an, als ich zurückkam. »Was Ernstes, John?«
»Suko braucht Hilfe.«
Sie erschrak und legte drei Finger gegen ihr Kinn. »Geht es ihm denn so schlecht?«
»Mit Shaos Tod hat es wohl nichts zu tun. Es dreht sich da um einen

neuen Fall.«

»In diesem Sanatorium?«

»Genau.«

Bevor ich gehen konnte, mußte ich noch einen Anruf entgegennehmen. Es war unser deutscher Freund Will Mallmann. Der Kommissar hatte ebenfalls von Shaos Tod erfahren und wollte sein Beileid aussprechen. Gerade er wußte, wie Suko sich fühlen mußte, denn seine Frau war nach dem Verlassen der Trauungs-Kirche vom Schwarzen Tod gekillt worden.

»Er wird sich bestimmt bei dir melden, Will. Im Moment hält uns der Job wieder in den Klauen.«

»Okay, wir hören voneinander.«

Danach fuhr ich tatsächlich, begleitet von den guten Wünschen meiner Sekretärin.

Auf der Fahrt dachte ich nicht an den vor mir liegenden Fall, immer nur an Shao und an das weiße Skelett, das von ihr zurückgeblieben war. Was hatte das zu bedeuten gehabt?

Ich konnte mir auch vorstellen, daß sie uns mit ihrem Tod mehr Rätsel aufgegeben hatte, als uns lieb war…

***

Suko fand ich im Park. Er saß auf einer Bank im Schatten dicht belaubter Bäume. Als er mich sah, winkte er mir zu.

Es war noch nicht ganz so heiß, denn wir zählten erst die elfte Morgenstunde.

Mit Handschlag begrüßten wir uns. Ich schaute Suko an und stellte fest, daß er grau im Gesicht aussah und dicke Ringe unter seinen Augen lagen. »Geht es dir nicht gut?«

»Man lebt.«

Ich setzte mich neben ihn. »Tatsächlich?«

»John, du kennst mich, und du weißt, wie sehr ich an Shao gehangen habe.«

»Ja, aber ich bin gekommen, um nicht darüber mit dir zu sprechen, sondern über den neuen Fall.«

»Wäre Shao nicht gestorben, hätte ich diesen Killer schon längst gehabt. Ich hätte mich besser auf ihn konzentrieren können und nicht zu spät reagiert. So aber ist alles umsonst gewesen. Er hat es geschafft, mich zu überwältigen.«

»Du warst im Sumpf, wie ich hörte.«

»Ja.«

»Weshalb?«

Suko berichtete mir die Geschichte, während ich eine Zigarette rauchte und den Spaziergängern zuschaute, die den Park durchwanderten. Es war ein friedliches Bild und schwer vorstellbar,

daß es durch ein unbekanntes Grauen zerstört werden sollte.

Aber ich nahm auch den Geruch wahr, der vom Sumpf herüberwehte. Diese Fäulnis, manches Mal auch Verwesung, wenn sich die Pflanzen in einen braungrünen Mischmasch verwandelten.

»So weit bin ich gekommen, John. Keine reife Leistung, wie ich finde.«

»Immerhin hast du den alten Fenton kennengelernt und auch den Mörder gesehen.«

»Ja, ein Mittelding zwischen Mensch und Monster.«

Ich trat den Glimmstengel aus. »Bist du dir sicher, daß er einen so außergewöhnlichen Schädel gehabt hat?«

Suko nickte heftig. »Das habe ich trotz der Dunkelheit sehen können. Wie eine Echse oder ähnlich. Jedenfalls konnte ich das Schimmern der feuchten Schuppen sehen.«

»Vielleicht ein Sumpfmonstrum?«

»Ist möglich, John.«

»Wenn ja, muß es einen Grund gehabt haben, sich die Leute zu holen.«

»Udexa.«

»Und was ist das?«

»Ich habe es aus Fenton nicht herausbekommen. Es wird besser sein, wenn wir beide noch mal bei ihm vorsprechen. Jeder in Wye wird wissen, wo der Blinde wohnt.«

»Okay, fahren wir.«

Gemeinsam standen wir auf und gingen zu meinem Rover. Suko wollte noch wissen, ob es etwas Neues gegeben habe. Ich verneinte, und von Will Mallmanns Anruf sagte ich nichts, denn ich wollte ihn nicht unnötig beunruhigen…

***

Wye konnte man als kleines, verschlafenes Sumpfnest bezeichnen, das in diesen Tagen jedoch eine gewisse Attraktion aufwies. Es war ein Jahrmarkt, der einmal im Sommer direkt an der Dorfgrenze auf einem großen Platz aufgebaut wurde.

Eine gewaltige Achterbahn, Karussells, Schaubuden, Schießstände, alles was zu einer Kirmes gehörte, war dort aufgebaut worden. Erst am Nachmittag würde der Trubel beginnen, in diesen Vormittagsstunden trieb sich noch kein Besucher auf dem Gelände herum.

Wye war ein kleiner Ort, mit Häusern, die die Feuchtigkeit des Sumpfes gezeichnet hatte, denn an den Wänden wuchsen die dicken, grünen Moosschichten, über die schlangengleich einige Ranken und auch Efeubahnen liefen.

Der Rover rollte durch enge Straßen. Mir fielen auch die Fahnen auf,

die aus und über zahlreichen Fenstern hingen.
»Volksfest-Stimmung«, sagte Suko. »Wir haben heute Freitag. Da läuft der Jahrmarkt auf Hochtouren. Am Montag wird wieder alles abgebaut.«
»Warst du schon öfter hier?«
»Einmal nur. Fahr die nächste Straße rechts. Da gibt es dann eine Baumgruppe, unter der du parken kannst.«
»Und Fenton?«
Suko winkte ab. »In diesem Kaff kann man alles zu Fuß erreichen.«
Die Baumgruppe fand ich. Sie stand in der Nähe eines kleinen Denkmals, das ausnahmsweise mal keinen starken Krieger zeigte, sondern eine übergroße Kröte, die ihr Maul weit aufgerissen hatte und einen Strahl Wasser aus der Öffnung spie. Es klatschte im hohen Bogen wieder in den Brunnen zurück.
»Ein Symbol?« fragte ich beim Aussteigen.
Suko hob die Schultern. »Muß wohl, aber die genaue Erklärung hat man mir auch nicht geliefert.«
Ich ging um die Kröte herum. Sie glänzte schwarz, auch weil das Wasser an ihrem Körper ablief. Weit stand das Maul offen.
»Ist was?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Eigentlich nicht. Aber wer am Sumpf wohnt, wird wohl dieser Gegend auch durch ein Krötendenkmal Tribut zollen müssen.«
Beobachtet worden waren wir von einigen älteren Männern, die auf Bänken saßen. Als wir in ihre Nähe kamen, sprach uns einer an.
»Suchen Sie was?«
»Ja.« Ich sprach. »Wir wollen mit Mr. Fenton sprechen.«
Der Mann schob seine Schiebermütze nach vorn. »Mit welchem Fenton denn?«
»Gibt es mehrere?«
»Zwei.« Der Alte spreizte seine beiden Finger in der Mitte ab.
»Einmal Harold und ein Garry.«
»Wer ist der Blinde?«
»Harold.«
»Okay, zu dem wollen wir.«
»Ihr kennt aber den Weg nicht. Wenn er zu Hause ist, müßt ihr folgendermaßen gehen…«
Wir bedankten uns für die Wegbeschreibung und gingen quer über den Platz in die Einmündung einer schmalen Gasse hinein, deren Pflaster eine rotbraune Farbe aufwies. Hier standen die ältesten Häuser des Ortes. Die meisten von ihnen waren noch gut erhalten.
Viele Fassaden hatten einen neuen Anstrich bekommen. Das Fachwerkmuster fiel besonders auf.
Die Fentons sollten im letzten Haus auf der linken Seite wohnen.

An dieser Fassade wurde gearbeitet. Jemand hatte eine Leiter gegen sie gelehnt. Auf einer der mittleren Stufen stand ein dunkelhaariger Mann. Auf dem Kopf trug er eine flache Mütze. Hin und wieder tauchte er einen Pinsel in einen an der Leiter hängenden Farbeimer und strich die breiten Balken an.

Er wurde erst aufmerksam, als wir neben der Leiter stehenblieben.

»Was wollen Sie?«

»Sind Sie Mr. Fenton?« fragte Suko.

»Ja.«

»Dann hätten wir gern Ihren Bruder gesprochen.«

»Will er überhaupt mit Ihnen reden?«

»Bestimmt.«

»Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie gesehen, und mein Bruder möchte seine Ruhe haben.« Er sprach in einem sehr abweisenden Tonfall mit uns, was mir überhaupt nicht gefiel. Sympathisch war mir dieser Garry Fenton jedenfalls nicht.

»Könnte er uns das nicht selbst sagen?« Suko behielt den freundlichen Tonfall bei.

»Weiß ich nicht.«

»Wir werden ihn fragen.«

»Das tun Sie nicht.« Er wollte die Leiter hinabsteigen, doch im Haus wurde ein Fenster geöffnet. Ein Gesicht erschien, dessen Augen von einer dunklen Brille bedeckt wurden. Mit einer zögernden Geste streckte der Mann einen Arm aus dem Fenster. »Kommen Sie, ich habe Sie an der Stimme erkannt. Sie sind der Mann aus der letzten Nacht…«

»Aber Harold«, regte sich der Bruder des Blinden auf. »Du kannst doch nicht einfach wildfremde Leute in dein Haus holen.«

»Einer zumindest ist nicht wildfremd. Und was den zweiten angeht, so spüre ich, daß er mir nicht feindlich gegenübersteht. Also male du weiter die Hauswand an.«

»Schon gut, Harold.«

Suko war vorgegangen und öffnete eine Haustür, die leichte Schlagseite hatte. Auch in der Höhe war sie für meine Größe zu klein, so daß ich den Kopf einziehen mußte.

Wir betraten keinen Flur und gerieten direkt in die Wohnstube, die relativ geräumig, aber vollgestopft mit zahlreichen Möbelstücken war.

Der Blinde hockte im Schaukelstuhl. Er trug einen grauen Anzug, das Hemd war kariert. Ich sah schütteres Haar. Es hatte die gleiche graue Farbe wie sein Gesicht.

»Nehmen Sie bitte Platz.«

Bevor wir das taten, stellten wir uns vor. Unsere Namen sagten ihm nichts. Wir reichten ihm die Hand. Seine Hände fühlten sich trocken an.

»Wenn Sie etwas trinken möchten, im Schrank neben dem

Waschbecken steht eine Flasche mit…«

»Danke, sehr freundlich«, unterbrach Suko ihn. »Wir sind aus einem anderen Grund bei Ihnen erschienen, Mr. Fenton.«

Er lachte auf. »Das kann ich mir denken. Sie haben die vergangene Nacht nicht vergessen.«

»Nein.«

»Und was wollen Sie jetzt?«

»Den Fall eigentlich aufklären, wobei wir der Ansicht sind, daß Sie mehr darüber wissen.«

Der Blinde wippte mit seinem Stuhl zurück und langsamer wieder vor. »Wie kommen Sie dazu?«

»Ganz einfach«, sagte Suko. »Ich habe Sie in der letzten Nacht im Sumpf getroffen.«

»Ja, stimmt.«

»Wer als Blinder durch den stockdunklen Sumpf geht, muß ihn sehr gut kennen. Überdurchschnittlich gut. Ich wundere mich, daß Sie da den richtigen Weg fanden.«

Während die beiden redeten, schaute ich mich um. Mir entging auch nicht, daß sich Garry Fenton nahe des offenen Fensters aufhielt und jedes Wort unserer Unterhaltung mitbekam. Er mischte sich allerdings nicht ein. Ich sah auch nur hin und wieder einen Teil seines Arms, wie er sich beim Streichen von oben nach unten bewegte.

Suko und der Blinde hatten sich inzwischen weiter unterhalten.

Ich konzentrierte mich wieder auf ihren Dialog, und Suko sagte:

»Wenn Sie hier geboren sind und nicht von Geburt an blind waren, müßten Sie sich gut auskennen.«

»Das stimmt.«

»Wer ist Udexa?«

Da zuckte der blinde Mann zusammen und senkte seine Stimme, bevor er antwortete: »Um Gottes willen, nehmen Sie den Namen nicht leichtfertig in den Mund. So etwas ist gefährlich.«

»Sie kennen ihn aber.«

»Ja.«

»Dann erklären Sie uns bitte, wer er ist.«

Der Blinde schüttelte den Kopf. Er nahm sogar die Brille ab. Wir schauten gegen eine grauweiße Masse, mit denen seine Augenhöhlen ausgefüllt waren. »Nie werde ich Ihnen zu diesem Thema Rede und Antwort stehen. Niemals!«

»Aber wenn er doch eine Gefahr darstellt, müssen wir ihn vernichten«, sagte Suko.

»Das kann niemand.«

»Wir sind Spezialisten.«

Der Blinde setzte die Brille wieder auf. »Das Geheimnis um seine Existenz ist nicht hier zu lösen. Sie müssen in den Sumpf. Nur dort

finden Sie seine Spuren.«

»Wollen Sie uns führen?« fragte ich.

Harold Fenton zuckte zusammen. Er drehte sogar den Kopf in meine Richtung, als wollte er mich anschauen. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da von mir verlangen?«

»Ja, fast Unmögliches.«

»Nicht nur fast, wir drei werden unser Leben verlieren, wenn es zum Kampf kommt. Wir stehen immer unter Kontrolle. Sie weiß alles.«

»Udexa?« Ich hatte geflüstert, und der Blinde legte seinen Zeigefinger auf die Lippen.

»Nicht so laut. Er hat seine Ohren überall.«

»Wer, sie oder es?«

»Beides, Mr. Sinclair. Beides.«

»Wir mögen es nicht, wenn Unschuldige getötet werden. Deshalb frage ich Sie noch einmal. Wollen Sie uns helfen, das andere oder das Böse zu stellen und zu vernichten?«

Da er mir sofort keine abschlägige Antwort gab, hatte ich Hoffnung. Er drehte den Kopf zum offenen Fenster hin, als hätte er Furcht davor, daß sein Bruder etwas mitbekommen könnte. Dann hob er die Schultern und sagte leise: »Es ist wirklich schlimm.«

»Das haben wir uns gedacht.«

»Also sollten wir uns entscheiden«, murmelte er und sprach die nächsten Worte mehr zu sich selbst. »Wenn man fast siebzig Jahre alt ist, hat man vom Leben nicht mehr allzuviel zu erwarten. Vielleicht kann ich mit einer guten Tat noch etwas beim Herrgott aus dem Feuer reißen. Jeder hat gesündigt, auch ich.«

»Heißt das, das wir fahren?«

Er nickte. »Ja, ich erkläre euch den Weg. Wir werden ein Boot nehmen müssen.«

»Gut, wo bekommen wir das?«

Der Blinde erhob sich und tastete nach seinem Stock, der neben dem Küchentisch lehnte. »Keine Sorge, ich regele alles, auch mit meinem Bruder«, sagte er leise und ging zum Fenster.

Die beiden stritten sich plötzlich, weil sich Garry darüber aufregte, daß sein Bruder mit uns gehen wollte. Er warnte ihn vor gewissen Gefahren, aber der Blinde blieb stur. »Ich habe noch etwas gutzumachen, Garry.«

»Du wirst es nicht mehr bereuen können!«

»Weshalb nicht?«

»Warte es ab!« Garry drehte sich um und verschwand fast fluchtartig von seiner Arbeitsstätte.

Wir wunderten uns darüber. War es tatsächlich nur Besorgnis um seinen Bruder, die ihn so extrem reagieren ließ? Danach fragte ich den blinden Mann.

»Nein, das ist es wahrscheinlich nicht. Es gibt noch einen anderen Grund.«
»Über den Sie aber nicht sprechen wollen.«
»So ist es.« Dann drehte er sich um und ging mit fast forschen Schritten auf die Tür zu. »Kommen Sie mit. Wenn Sie ein Auto haben, können wir bis zu einer gewissen Stelle fahren. Die alte Eiche ist es. Dort bekommen wir auch ein Boot.«

***

Harold Fenton war uns trotz seiner Blindheit ein guter Führer gewesen. Die alte Eiche hatte er uns beschrieben, wir konnten den Weg nicht verfehlen und staunten über diesen mächtigen jahrhundertealten Baum, dessen Zweige dem Haus des Bootsverleihers den nötigen Schatten spendeten und ihm auch, denn er saß auf einer Bank, nuckelte an seiner alten Shagpfeife und schaute uns aus halb zusammengekniffenen Augen entgegen.
Da ich am Steuer saß, half Suko dem Blinden aus dem Wagen.
»Ha!« rief Harold Fenton. »Du sitzt wieder vor deiner Hütte, Potter. Ich rieche den Tabak.«
»Bei dem Wetter ist es draußen am besten.«
Wir gingen näher. Potter machte auf mich einen gemütlichen Eindruck. Im Hintergrund lag der Sumpf, der jenseits des Hauses auf eine gewisse Art und Weise kultiviert worden war, denn Potter hatte in den Schilfgürtel eine Schneise gehackt, damit auch ein Steg in die grünbraune Oberfläche des Sumpfes führen konnte.
Zahlreiche Insekten umtanzten und umzirpten uns. Sie hatten in diesem Monat Hochsaison.
»Willst du ein Boot mieten?« fragte Potter.
»Nein, nicht ich. Meine beiden Begleiter.«
Potter verengte mißtrauisch die Augen. »Es sind Fremde, Harold. Weißt du, was du tust?«
»Ja, sie sind in Ordnung. Ich spüre es genau.«
»Okay, wie du meinst. Ich habe einen Kahn frei.«
Fenton lachte. »Den hast du doch immer frei.«
Potter stand auf. »Wo soll es denn hingehen?« Die Frage war mehr an uns gerichtet, und ich gab ihm auch Antwort.
»Ein wenig über den Sumpf fahren. Ich liebe diese einsamen Moorlandschaften. Ein letztes Stück Natur geben sie noch wieder.«
»Das stimmt schon. Aber…« Potter hob die Schultern. »Manchmal können Sümpfe auch sehr gefährlich sein.«
»Wir haben einen guten Führer.«
»Das stimmt, obwohl er blind ist. Er wird euch die gewissen Punkte sagen, die ihr anfahren könnt.« Potter war bereits vor zum Steg gegangen, wir folgten ihm.

Das Holz war weich geworden. Die Bohlen bogen sich unter unserem Gewicht, aber sie hielten. Dicht vor dem Ende des Stegs blieb unser Führer stehen und deutete auf einen Ruderkahn, den er rot gestrichen hatte. »Den könnt ihr nehmen.«

Ich fragte: »Wie sieht es mit einem Außenborder aus?«

Er schüttelte den Kopf. »So etwas habe ich nicht, sorry. Wer bei mir leiht, muß was in den Armen haben. Rudern ist außerdem gesund.«

»Und man gerät ins Schwitzen«, fügte ich noch hinzu, bevor ich in den Kahn stieg.

Er schaukelte durch die einseitige Gewichtsverlagerung. Suko und ich halfen dem Blinden, in das Boot zu steigen. Auf der Heckbank ließ er sich nieder.

Potter hatte schon das Tau gelöst und warf es ins Boot. Suko und ich hatten uns jeweils eine Ruderstange gegriffen, während der Verleiher dem Kahn einen Fußstoß gab, so daß er allmählich auf die offene Wasserfläche zuschaukelte.

Ich drehte mich zu Harold Fenton um, obwohl er mich nicht sehen konnte. »In welche Richtung müssen wir fahren?«

Der Blinde lächelte. »Ich habe bemerkt, wohin das Boot treibt. Erst einmal geradeaus.«

»Okay.«

Suko und ich ruderten. Zu Beginn gab es mit dem Rhythmus Schwierigkeiten. Nach einigen Minuten schon tauchten wir die Blätter gleichzeitig in die von Algen, Seerosenblättern und allerlei Grünpflanzen übersäte Oberfläche.

Je weiter wir uns vom baumumsäumten Ufer entfernten, um so stärker hatte ich das Gefühl, als würden wir allmählich auf einem Meer dahingleiten, denn Land sah ich nicht. Nur diese graugrüne Fläche, die allerdings zur linken Seite hin einen Bogen beschrieb und in regelrechtes Sumpfgelände mündete.

»Wo müssen wir überhaupt hin?« fragte ich laut.

»In das tote Wasser!«

»Wieso? Was heißt das?«

»Ihr werdet es schon sehen. Es ist die Stelle des Sumpfes, wo vor langer Zeit das Grauen gewütet hat. Noch heute könnt ihr es erleben und sehen. Es ist wirklich tot. Dort blüht nichts, selbst das karge Sumpfgras kann sich da nicht halten. Bevor ihr in die Gegend kommt, werdet ihr das tote Wasser riechen. Es stinkt nach Schwefel und Verbranntem, als wäre dort ein Festplatz des Satans.«

»Und Sie kennen sich da aus?« fragte ich.

»Ja, dort verlor ich mein Augenlicht, als man mir den Schwefel ins Gesicht kippte.«

Wir erschraken und schauten uns an. Soko hob die Schultern. Er hatte auch keine Ahnung gehabt. »War es Udexa?« wollte er wissen.

»Auch.«
Da der Mann einsilbig war, fragte ich ihn. »Wollen Sie nicht dar über reden?«
»So ist es.«
Zwingen konnten wir ihn nicht, also ruderten wir weiter in das flache, grüne Sumpfmeer.
Der Wind hielt sich versteckt. Es war drückend, und das Wasser stank. Unzählige Mücken tanzten über der Fläche. Die Libellen sirrten an uns vorbei, aber die Mücken klatschten gegen die schweißnassen Gesichter und stachen auch zu. Wir schlugen nur hin und wieder nach ihnen. Ansonsten hüllten wir uns in Schweigen.
Unsere Bewegungen waren längst eingespielt. Die Ruder ins Wasser tauchen, durchziehen, sie wieder hervorholen und das Spiel von vorn beginnen. Wir kamen gut voran. Das grüne Algenzeug schaukelte ununterbrochen auf der Oberfläche. Man sagte da auch Wasserlinsen zu, aber diese hier waren größer als die im Garten. Sie hingen dicht zusammen und bildeten einen großen, grünen Teppich, in den nur die Ruderblätter Lücken rissen.
Die Umgebung hatte sich kaum verändert. Vielleicht war das Ufer noch weiter zurückgetreten. Über der Oberfläche lag ein leichter Dunst.
Das Sanatorium, in dem sich Suko aufgehalten hatte, lag zur rechten Hand. Wir konnten es nicht sehen, da es sich hinter einem hohen, dunkelgrünen Wall versteckte.
Auch Suko hätte nicht damit gerechnet, so lange über einen Moorsee rudern zu müssen. Das sagte er mir auch. »Wenn ich aus dem Fenster schaute, habe ich diesen Riesentümpel kaum gesehen.«
»Nur gerochen, wie?«
»So ungefähr.«
Auch der blinde Fenton hatte unsere Worte vernommen. »Riecht ihr das tote Wasser?« fragte er.
»Noch nicht!« antwortete Suko.
Fenton lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Wir Blinden haben unsere übrigen Sinnesorgane viel mehr geschärft als ihr. Was ihr seht, kann ich ertasten. Was eure Nasen nicht wahrnehmen, rieche ich. Und ich rieche das tote Wasser.«
»Befindet es sich dort, wo der Dunst über dem Sumpf schwebt?« fragte Suko.
»Ja.« Der Blinde räusperte sich.
»Schaut euch das Wasser an. Es müßte bereits anders aussehen. Wie Jauche oder altes Brakwasser…«
So wie er die Worte gesprochen hatte, war er sich sehr sicher. In der Tat trafen sie auch zu, als wir über die Bordwand schauten. Es schwammen weniger Wasserlinsen auf der Oberfläche, und die Farbe

war tatsächlich eine andere geworden.
Grau, brakig, stinkend.
Das tote Wasser…
Ich schaute nach vorn. Das Klatschen der Wellen hatte uns begleitet. Jetzt hörte es sich nicht mehr so dumpf an, und wir sahen auf den Wellen manchmal etwas schaukeln. Die Gegenstände wirkten auf uns wie tote, krumme Arme, die irgendwo abgetrennt worden waren. Wenn wir näher an sie heranruderten, erkannten wir, daß es abgestorbene Äste oder Zweige waren. Das Wasser wurde auch flacher. Aus ihm hervor wuchsen kleine Krüppelbäume, die ihre Äste krumm in den Himmel streckten, als würden sie von dort Hilfe erwarten.
Unser Boot schaukelte auf die einzelnen Bauminseln zu. Wir ließen uns auch treiben. Ich legte das Ruder ins Boot beugte mich zur Seite und faßte nach einem auf der Wasserfläche treibenden Stück Holz. Es war ein regelrechter Baumstumpf, der mir entgegentrieb.
Ein paar dicke Äste standen von ihm ab, fast wie die Stacheln eines Igels. Ich hielt mich an dem weißschimmernden toten Holz fest. Es war von innen hohl.
Der Blinde wußte genau Bescheid, obwohl er nichts sehen konnte.
»Na, habt ihr es herausgefunden?«
»Ja.«
»Alles tot, hier sind wir richtig.«
»Lebt hier Udexa?« fragte ich.
»Nein das glaube ich nicht so, aber das Monstrum hat hier seine Spuren hinterlassen.« Er räusperte sich. »Schaut es euch an. Hier wächst nichts mehr, und die Luft riecht nach Schwefel.«
Der Mann hatte sich nicht geirrt. In der Tat lag in der Luft ein Schwefelgeruch, den ich als widerlich bezeichnete.
»Rudert weiter!«
»Wohin?« fragte Suko.
»Zur Insel. Ihr müßt auf die Insel des toten Wassers. Dort werdet ihr es sehen können.«
»Was sehen können?«
»Fahrt nur hin und berichtet mir. Taucht die Ruderblätter ins Wasser. Ihr könnt sie nicht verfehlen. Die Insel und die Höhle sind wichtig. Da wird es sich entscheiden, ob wir lebend aus dem Sumpf wieder herauskommen oder nicht.«
Der Blinde hatte so gesprochen, daß es einem angst und bange werden konnte.
Suko hatte sich für einen Moment hingestellt, um einen noch weiteren Blick zu haben. Als er sich wieder setzte, deutete er mit dem Arm über den Bug des Kahn hinaus. »Ich habe die Insel gesehen. Sie ist ein noch dunklerer Schatten auf dem Wasser.«

»In welcher Richtung?«
Er griff wieder nach dem Ruder. »Wir können diesen Kurs beibehalten, dann erreichen wir sie.«
Die Pause hatte gutgetan. Der blinde Fenton bewegte sich unruhig auf der Heckbank. Wir hörten das Knarren des Holzes und dazwischen sein Flüstern. Es war nicht herauszufinden, ob er mit uns oder mit sich selbst redete. »Das ist das Gebiet des Teufels. Hier hat er seine Heimat. Hier hat er Udexa erschaffen. Hier darf sich kein Mensch hineintrauen, wenn er nicht lebensmüde ist. Aber ihr seid lebensmüde, nicht wahr?«
»Nein!«
»Dann fahren wir zusammen in die Hölle.« Jeder, sah die Hölle anders. Ich würde die Sumpfgegend als unheimlich bezeichnen, als tot und abgestorben. Da gab es kein Leben. Nicht ein grüner Halm schaute aus dem grauen Wasser. Was die Oberfläche durchbrach, waren die weisen Arme der abgestorbenen Sumpfbäume. Manchmal sahen sie so aus, als wollten sie uns mit ihren krummen Ästen hämische Grüße entgegensenden.
Es gab auch Zweige oder Äste, die abgebrochen waren. Sie schwammen auf dem Wasser und begannen zu schaukeln, wenn die Wellen unserer Ruderbewegungen sie erfaßten.
»Da ist die Insel!«
Suko hatte es ohne Betonung ausgesprochen. Sein Blick war starr auf die Kuppe gerichtet, die aus der flachen Sumpflandschaft ragte.
Auf der Insel wuchsen ebenfalls die abgestorbenen Bäume. Dort allerdings dichter und bis zum Rand.
Ein fahler Dunstschleier lag über dem Wasser. Er hing wie ein Gespinst zwischen den Bäumen.
Ich spürte eine innerliche Unruhe und konnte nicht einmal sagen, was sie bedeutete. Suko erging es ebenso. Auch er war innerlich unruhig, leicht kribblig, warf mir hin und wieder forschende Blicke zu und hob dabei selbst die Schultern.
Wieder verblüffte uns der Blinde mit seiner treffsicheren Aussage, als er sagte: »Hier stimmt etwas nicht. Ihr spürt es, und ich spüre es ebenfalls.«
»Was ist das?«
»Der Teufel, John Sinclair. Das ist der Atem des Teufels. Schmeckt ihr den Schwefel nicht? Atmet tief ein, und ihr werdet erleben, wie er in euren Hälsen kratzt. Schwefelgeruch gehört eben zur Hölle, das wissen schon die kleinen Kinder.« Er begann zu lachen, hustete danach trocken und enthielt sich weiterer Kommentare.
Das Gefühl blieb auch bei uns. Kalt lief der Schauer über meinen Rücken. Träge, fast unwillig kam mir das Wasser vor, wenn wir die Ruder hineintauchten. Wir bewegten sie jetzt nicht so schnell wie sonst, da uns die Umgebung mehr interessierte.

Morsches Holz schaukelte auf der Oberfläche. Manchmal streiften die Äste an der Bordwand entlang. Es hörte sich an, als würden Finger dagegen kratzen.

Und dieser Vergleich wurde einen Moment später zur grausamen Wahrheit. Etwas stieg aus der grauen Brühe hoch. Genau an meiner Seite, und ich sah es erst, als es die Wasserfläche durchstieß.

Meine Augen wurden starr.

Der Gegenstand war kein Holz, sondern ein menschlicher Arm mit einer leicht gekrümmten Hand!

***

Sofort zog ich die Ruder aus dem Wasser. Suko sah es und schaute ebenfalls zu mir hin. Er hatte sich vorgebeugt, damit er über die Bordwand sehen konnte.

»Ein Arm!« flüsterte ich.

Wir hörten den Blinden leise Lachen. »Habt ihr den ersten gefunden?« fragte er. »Habt ihr ihn gefunden? Ihr werdet noch mehr Arme sehen. Vielleicht auch Köpfe und Beine. Ihr wißt doch, daß hier das Reich des Teufels ist.«

Suko hatte sich auf meine Seite begeben, dadurch war die Schlagseite erhöht worden, aber er mußte sich den Arm einfach ansehen, der an unserem Boot allmählich vorbeitrieb.

Dann nickte er.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Den Arm kenne ich.« Suko mußte sich räuspern. »Ich habe ihn an den Kleiderfetzen identifizieren können.« Mein Freund schluckte, bevor er weitersprach. »So hat der Detektiv in der letzten Nacht ausgesehen«, fügte er hinzu.

»Du meinst, er hat eine dunkle Jacke getragen?«

»Ja.«

»Wer hat ihn dann so zugerichtet?«

»Udexa!« meldete sich der Blinde.

Ich fuhr herum und schaute ihn an. Er hatte die Brille abgenommen. Seine mit einer grauweißen Masse gefüllten Augenhöhlen sahen unheimlich aus. Den Kopf hatte er ein wenig zur Seite gedreht, als wollte er nach irgend etwas lauschen, das nur er allein hören konnte. Dabei bewegten sich seine Hände. Sie schabten übereinander, und er nickte sich selbst zu.

»Hab' ich dann Udexa gesehen?« fragte Suko, »als ich den Mann verfolgte, der mich anschließend niederschlug.«

»Das war nicht Udexa.«

»Wer war es dann?«

»Sein Helfer.«

»Ach so. Udexa hat also Menschen als Helfer. Wieso? Weshalb?«

Der Blinde setzte seine dunkle Brille wieder auf und sah direkt sympathischer aus. »Rudert weiter!« sagte er mit brüchig klingender Stimme. »Rudert nur weiter, ihr beiden. Ihr müßt es tun. Ihr müßt die Insel erreichen. Ihr wolltet das Geheimnis des Sumpfes kennenlernen. Dort könnt ihr es. Die Insel ist Udexas Reich. Dort wird gestorben.«

Ich schaute dem Arm nach, der schon ziemlich abgetrieben war und mit einigen Ästen kollidierte. Dabei wurde er auch unter die Oberfläche gedrückt. Bis er wieder hochkam, so lange wollten wir nicht warten. Gemeinsam schnappten wir uns die Ruder und stachen die Blätter in die ebenfalls noch graue Brühe.

»Es wird schwer sein, an der Insel an Land zu gehen. So wie das Ufer aussieht, müssen wir waten.«

»Meinetwegen.«

Suko räusperte sich. »Ich habe nicht damit gerechnet, so etwas zu finden. Hier scheint tatsächlich das tote Wasser dämonisch verseucht zu sein. Mich würde wirklich interessieren, wie Udexa aussieht.«

»Ihr bekommt sie noch früh genug zu sehen«, vernahmen wir die Antwort des Blinden. »Fahrt die Insel an.«

Das taten wir auch und hielten gleichzeitig Ausschau nach anderen Leichenteilen.

Zu sehen waren sie nicht, auch schwer auszumachen, wenn sie als blanke Knochen zwischen dem Treibgut schwammen.

»Jetzt kann ich mir ungefähr vorstellen, wo die Verschwundenen geblieben sind«, sagte Suko.

»Ich auch.«

»Dann könnte es sich bei Udexa um einen Kannibalen handeln.«

»Kannibalin.«

»Auch das. Bleibt im Prinzip das gleiche.« Suko schüttelte den Kopf. »Mir will das nicht in den Kopf. Ist Udexa eine Sumpfhexe?«

»Nein!« Fenton hat uns die Antwort gegeben. »Sie… sie ist viel mehr.«

»Was, denn zum Henker?« Ich wurde leicht ärgerlich. »Sagen Sie es uns doch!«

Fenton schluckte. »Jetzt sind wir schon so weit gerudert, da kann ich es euch ja sagen. Vielleicht wärt ihr zuvor vor Angst und Entsetzen umgekehrt. Ihr wart im Dorf?«

»Ja«, antworteten Suko und ich wie aus einem Munde.

»Da habt ihr wahrscheinlich auch das kleine Denkmal gesehen – oder?«

»Die Kröte am Brunnen, die Wasser speit?« fragte Suko.

»So ist es.« Der Blinde rutschte unruhig auf seiner Bank hin und her.

»Diese Kröte wurde zu Ehren Udexas errichtet, damit die Menschen sich an sie erinnern und sie auch unter Umständen gnädig stimmen, denn hin und wieder kommt sie hervor. In den letzten Tagen war es

besonders schlimm, da wollte sie Opfer.«
»Demnach ist Udexa eine Kröte!« stellte mein Freund Suko fest.
Der Blinde ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Ja, sie ist eine Kröte, die hier im toten Wasser ihre Heimat hat. Aber sie ist kein gewöhnliches Tier, sondern ein besonderes. Udexa ernährt sich von Menschen. Sie verschlingt sie.«
Ich saß steif, spürte die kalte Haut auf dem Rücken und warf meinem Freund Suko einen schiefen Blick zu. Der Chinese schluckte und war kalkig geworden.
»Wenn du recht hast, Fenton!« sagte er leise, »muß sie verdammt groß sein.«
»Das ist sie auch. Wer Udexa sieht, hat das Gefühl, vor einem gewaltigen Haus zu stehen. Sie beherrscht den Sumpf, und sie ist so groß wie ein Haus, in dem mehrere Etagen sind. Ist eure Neugierde jetzt befriedigt worden?«
»Das kann man wohl sagen!« preßte ich hervor.
Suko nickte nur.
Fenton fragte: »Wollt ihr jetzt wieder zurückrudern? Noch hat sie sich uns nicht gezeigt. Vielleicht haben wir eine Chance, weil sie sich auf andere Dinge konzentrieren wird.«
»Auf welche, zum Beispiel?«
»Den Anzeichen entnehme ich, daß Udexa auf Raub gehen wird. Auf Menschenraub. Dann verläßt sie den Sumpf und stürzt sich über die Menschen, die sich nicht wehren können. Die Leute aus Wye werden heute beim Fest sein. Der Jahrmarkt erlebt seinen ersten Höhepunkt. Ich habe das Gefühl, als würde Udexa dort erscheinen.«
»Das darf doch nicht wahr sein!« preßte ich hervor.
»Es stimmt. Oder es kann stimmen. Sie ist furchtbar, sie ist grauenhaft.«
Während der gesamten Ruderei hatte ich schon stark geschwitzt.
Nun aber drang noch mehr Schweiß aus meinen Poren. Was man mir da mitgeteilt hatte, ging mir unter die Haut. Udexa sollte eine Kröte sein, die auf Menschenjagd ging?
Das war kaum zu fassen, aber was hatten wir nicht alles schon erlebt? Weshalb nicht mal eine menschengroße Kröte.
»Hat es euch die Sprache verschlagen?«
»Im Augenblick ja«, gab ich zu. »Weißt du, wieso Udexa zu einer solchen Bestie geworden ist?«
»Durch den Teufel. Die Menschen in früheren Zeiten haben dort den Teufel angebetet und einer alten Tiermagie gefrönt. Sie hatte sich bis in die neue Zeit erhalten.«
»Gut, dann werden wir Udexa stellen und ihren Helfer auch, diesen geheimnisvollen Killer. Kennst du ihn ebenfalls?«
»Ich habe einen Verdacht«, erwiderte der Blinde mit einer spröde

klingenden Stimme.

»Willst du ihn aussprechen?«

»Nein, es ist nur ein Verdacht. Vielleicht bekomme ich ihn noch heute bestätigt. Da müssen wir abwarten.«

»Vorsicht, John!«

Suko hatte diesmal mich nicht vor einem Monstrum warnen wollen, sondern vor der Insel, deren Ufer wir in diesem Augenblick erreichten. Der Bug federte gegen aus dem Wasser ragende Äste. Der Kiel schrammte über den Untergrund, und wir konnten das Boot verlassen.

Suko stieg als erster aus. Er brach in das hellgraue Bollwerk aus abgestorbenen Uferbäumen ein, deren Reste unter seinem Gewicht zerknackten.

Ich schleuderte ihm das Tau zu, das er geschickt auffing und an einer Baumwurzel festband. »Ein Sturm darf nicht kommen, dann wird es abgerissen.«

Ich half Fenton aus dem Boot. Er bewegte sich ziemlich sicher. Sogar seinen Blindenstock hatte er mitgenommen. Suko war es gelungen, uns einen Weg zu bahnen, so brauchten wir nicht erst durch das hohe Unterholz zu laufen.

Die alten Zweige knackten wie Knochen unter unserem Gewicht zusammen, wenn wir über sie hinwegschritten. Jetzt war es gut, daß ich den Blinden festhielt und ihn weiterführte, genau dorthin, wo Suko auf uns wartete.

Die abgestorbenen Baumreste hatten sich nur am Ufer gehalten.

Auf der Inselmitte sah es anders aus. Zwar wuchs dort auch kein grünbraunes Sumpfgras, es blühte auch nichts im Schatten irgendwelcher jungen Bäume, aber wir sahen auch nicht Udexa, die Krötenbestie.

Eine leere, töte, graue Insel lag vor unseren Augen. Umrandet war sie von abgestorbenen Bäumen und schmutzig wirkendem Sumpfwasser.

Selten war für eine Gegend eine so treffende Bezeichnung gefunden worden.

Hier gab es tatsächlich nur das tote Wasser.

»Wo ist denn Udexa?« fragte Suko, als wir ihn erreicht hatten und neben ihm stehenblieben.

Fenton warnte uns. Er hob seinen Stock halb hoch. »Seid froh, daß ihr sie nicht seht. Seid nur froh. Udexa hätte euch sonst verschlungen. Sie ist gefräßig und gierig, eben eine Bestie.«

»Dann lebt sie also nicht auf dieser Insel?« hakte ich nach.

Fenton lachte. »Wie sollte sie auf einem so kleinen Flecken existieren können!«

»Flecken ist gut«, wiederholte ich. »So klein ist die Insel auch wieder nicht.«

»Wenn ihr Udexa seht, werdet ihr anders reden«, warnte uns der

blinde Fenton.

»Dann lebt sie zumeist versteckt?«

»Ja, das tote Wasser ist ihre Heimat.«

Ich schaute unwillkürlich über die Insel hinweg, aber auf der grauen Fläche tat sich nichts. Sie lag in einer trügerischen Ruhe. Da kein Wind wehte, wurden auch keine Wellen produziert. Nur hin und wieder stiegen Blasen an die Oberfläche.

Vom normalen Ufer sahen wir nichts mehr. Wir standen tatsächlich mitten im Sumpf. Wenn man unser Boot stahl, sahen wir bescheiden aus.

»Geht über die Insel. Vielleicht findet ihr etwas!« bat uns der Blinde. »Ich bleibe hier.«

»Was könnten wir denn finden?«

»Es muß hier eine Mulde geben, wo er die Opfer für Udexa hingeschafft hat.«

»Ihr Helfer?«

»Ja.«

»Lebt er auf der Insel.«

»Nein, aber er wird wissen, daß wir gefahren sind. Vielleicht ist er uns nachgekommen.«

»Wir haben kein Boot gesehen.«

Die Mundwinkel des Blinden zuckten. »Das braucht er nicht. Er kann schwimmen.«

»Diese Strecke?«

»Vergiß nicht, John, was ich dir von seinem Schädel erzählt habe. Der hat, wenn ich recht darüber nachdenke, ebenfalls ausgesehen wie ein Krötenmaul. Hier können wir noch einige Überraschungen erleben.«

Ich hob die Schultern und folgte meinem Freund. Der Inselboden wirkte wie verbrannt. Als hätte irgendwann jemand ein Feuer entfacht und die gesamte Flora vernichtet.

Suko, der einige Schritte vorgegangen war, erreichte die Mulde auch als erster, blieb an dessen Rand stehen und deutete in die Tiefe.

»Da, er hat recht gehabt.«

Die Stimme meines Freundes hatte belegt geklungen. Den Grund erkannte ich sehr bald.

Die Mulde war nicht leer.

Weiß und fahl schimmerte das menschliche Gebein. Wie abgenagt kam es uns vor.

Ich holte tief Luft, und Suko sprach das aus, das ich dachte.

»Es sind die Knochen der Menschen, die verschwunden waren und nie wieder auftauchten.«

»So ist es. Andere wurden nicht angenommen. Sie kehrten als Wahnsinnige zurück.«

Ich setzte einen Fuß vor, und Suko fragte mich: »Willst du in die Mulde?«
»Eigentlich ja.«
»Und dann?«
»Vielleicht entdecke ich irgendeinen Hinweis auf Udexa. Außerdem denke ich dabei an seinen Helfer.«
»Dann geh.«
Mich überkam schon ein komisches Gefühl, als ich schräg den Muldenhang hinabrutschte. Er war mit verfaultem, plattgewalzten Gras bewachsen, aber die Knochen hatten sich in der Mulde gesammelt. Einige klapperten hohl gegeneinander, als ich mit den Füßen gegen sie stieß. Zwei, drei zerbrachen, denn ich konnte nicht ausweichen. Schädel entdeckte ich ebenfalls in der Mulde.
Teilweise noch erhalten, aber auch gesplittert. Und nicht nur menschliches Gebein befand sich in der Mulde, auch Tierknochen sah ich.
Ich bin kein Zoologe und wußte nicht, welche Tiere hier abgenagt worden waren.
Nach einiger Zeit hatte ich mich an meine makabre Umgebung gewöhnt. Ich hob die Knochen sogar an, um sie zu prüfen, schaufelte sie auch zur Seite, weil ich die einzelnen Stellen des Muldenrands absuchen wollte, aber ich fand nichts.
Keinen Höhleneingang, wo sich jemand hätte verbergen können, die Oberfläche sah völlig normal aus.
Auch den Helfer der Udexa entdeckte ich nicht. Möglicherweise hatte sich der Blinde auch getäuscht, obwohl ich daran nicht so hundertprozentig glauben wollte. Dieser Mann hatte zwar sein Augenlicht verloren, seine anderen Sinne aber waren ausgeprägt, und er reagierte zudem ungemein sensibel auf gewisse Dinge.
»Suko?« Ich drehte mich bei dem Ruf, schaute zu ihm hoch, sah ihn auch, aber er stand so, als wollte er im nächsten Augenblick davonrennen. »Was hast du?«
»Ich sehe Fenton nicht mehr.«
»Was?«
»Ja, er ist verschwunden!«
Plötzlich hatte ich das Gefühl, einen Eissplitter ins Herz gerammt zu bekommen. Freiwillig war der Blinde sicherlich nicht verschwunden, und ich beeilte mich, den Hang wieder hochzuklettern.
Auch Suko stand nicht mehr am Rand. Er war einige Schritte vorgelaufen und machte auf mich einen ratlosen Eindruck. »Nichts, John, als hätte man ihn verschluckt. Sorry«, fügte er hinzu. Seine letzte Bemerkung hätte man als zu makaber auffassen können.
»Wenn er zum Boot gelaufen ist, hätten wir das Hören müssen«, sagte ich, »ansonsten bin ich ratlos.«

Wir hörten ihn.
Es war kein Schrei um Hilfe, mehr der letzte Ruf eines Menschen, der im Sterben lag.
Ein unheimliches Ächzen wehte über die kleine Insel, das plötzlich verstummte.
Wir aber hatten gehört, aus welcher Richtung es aufgeklungen war und starteten…

***

Suko und ich hatten es bis zum Ufergürtel nicht weit, wo das abgestorbene Geäst diesen Wall gebildet hatte. Mit Händen und Füßen verschafften wir uns ein Durchkommen. Manchmal sprangen die toten Arme ab und splitterten.
Wir fanden den blinden Fenton. Er lag nicht einmal weit von der Stelle entfernt, wo unser Boot noch friedlich und angetäut auf dem flachen Moorsee lag.
Ich fiel zuerst neben ihm auf die Knie. Unter mir gab das Unterholz wieder knirschend nach, so daß ich fast bis zu den Oberschenkeln einsackte. Mit beiden Händen umfaßte ich den Kopf des Mannes und hob ihn ein wenig an.
Fenton sah aus, als wäre er gestorben. Auf eine Beschreibung möchte ich verzichten. Er war nicht nur einem Mörder in die Klauen gefallen, sondern einer Bestie, die kein Pardon gekannt hatte. Neben ihm färbten sich die Überreste der Bäume langsam rot.
Da öffnete er den Mund. Die Brille hatte er verloren. In seiner Augenmasse zuckte es, er faßte nach mir und flüsterte mit schwacher Stimme meinen Namen.
»Sinclair…«
»Okay, wir beide sind hier. Suko auch. Sie dürfen jetzt nicht viel reden. Wir schaffen Sie wieder weg.« Es waren Worte, die meiner eigenen Überzeugung widersprachen. Er merkte dies auch und gab eine entsprechende Antwort.
»Nein, nein, das kann nicht sein. Das ist nicht mehr möglich. Ich habe mein Leben hinter mir. Aber er ist da.«
»Wer?«
»Der Helfer, und ich habe es gewußt!«
»Was haben Sie gewußt?«
Auf seinen Lippen erschien eine blasige Speichelspur. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Hoffentlich schaffte er es noch, uns eine letzte Information zu geben.
»Ich… ich ahnte es. Garry, mein Bruder. Ja, Garry, hat sich mit Udexa verbündet, er ist der …«
Das letzte Wort bekam er nicht mehr gesagt. Suko sprach es dafür leise aus.

»Killer…« Vor mir erschlaffte der Körper des alten Mannes, und mir gab es einen Stich. Ich hatte Harold Fenton zwar erst kurz gekannt, aber er war fast zu einem Freund geworden.
Ich drückte mich hoch. Suko hatte mittlerweile die Umgebung gesichert. Irgendwo mußte der Killer lauern. Mit einem Boot war er nicht gekommen. Es blieb nur die Gewißheit, daß er geschwommen war. Für einen Menschen fast ein Unding, aber dieser Killer war kein Mensch. Suko hatte ihn einmal gesehen und von einem monströsen Kopf gesprochen.
»Hatte er den Schädel einer Kröte gehabt?« fragte ich meinen Freund.
»Ich kann es nicht mit hundertprozentiger Gewißheit sagen, nehme es aber an.«
»Dann könnte er sich auch im Wasser aufhalten.«
»Möglich.«
Unser Dialog versickerte. Wir konzentrierten uns auf die uns umgebenden Geräusche.
Still war es nie. Irgendwo brach oder knackte immer etwas. Die Wellen rollten gegen das Ufer der Insel und spielten mit den abgestorbenen Ästen und Zweigen der grauweißen Bäume.
Keine Spur von Garry Fenton!
»Fahren wir wieder zurück?« fragte Suko.
»Weshalb?«
»Mir spukt noch immer die Bemerkung des Blinden im Kopf herum. Er hat davon gesprochen, daß sich Udexa Opfer holen will. Heute nachmittag beginnt dieser Jahrmarkt im Ort. Wenn Udexa dort auftaucht, sehe ich mehr als schwarz.«
Da stimmte ich Suko zu. »Okay, lös das Tau. Ich packe mir den Toten. Wir müssen ihn mitnehmen.«
»Klar.« Suko bewegte sich auf den Baumstumpf zu, um den wir das Tau gewickelt hatten.
Ich bückte mich, wollte nach dem Toten fassen und erstarrte mitten in der Bewegung, weil mich ein Geräusch mißtrauisch gemacht hatte. Es hörte sich an wie ein dumpfes Platschen, als hätte jemand einen Stein in die Brühe geworfen.
Das war es nicht.
Im Gegenteil! Aus dem Wasser war jemand an die Oberfläche gestiegen. Er mußte flach auf dem Grund gelegen haben, weil er dicht neben dem Boot in die Höhe gekommen war.
Der Killer mit dem Krötenkopf starrte uns an!

***

Das Bild war schrecklich. Ich bekam zwar keinen Schock, war aber so überrascht, daß ich zunächst nichts tat und ihn nur anstarrte. Die Bestie war noch bekleidet. Sie trug die gleichen Sachen wie der

anstreichende Mann aus dem Ort. Es war der letzte Beweis für mich, daß ich es mit Garry Fenton zu tun hatte.

Aus einem häßlichen Schädel leuchteten zwei starre Augen. Deren Blicke stierten mich an, und sie waren wie kleine Messer, die unter meine Haut dringen wollten.

Das breite Krötenmaul stand ein wenig offen. Zwei spitze Zahnreihen schimmerten in einem bleichen Weiß. Das unterschied ihn von den normalen Kröten, die keine Zähne besitzen. Der Hals war von einer ebenfalls grünlich schimmernden Haut bespannt, die zudem einen etwas dickeren Kropf bildete. Die Haut zuckte intervallweise, während Wassertropfen in langen Bahnen über den häßlichen Schädel rannen.

Der Schädel saß wie festgespannt auf den normalen menschlichen Schultern, und daß dieses Monstrum uns als Zeugen nicht entkommen lassen würde, war uns klar.

Er besaß normale Hände, die Beine waren ebenfalls nicht abnorm gewachsen. Wenn es tötete, dann mit seinem schrecklichen Maul, was wir ja bei Harold erlebt hatten.

Noch wartete es.

Ich hörte ein Knacken. Suko hatte sich bewegt und auch seine Dämonenpeitsche hervorgeholt. Während er den Kreis über den Boden schlug und die drei Riemen aus der Öffnung rutschten, sprach er mich an. »John, das ist mein Gegner.«

»Wie du meinst.«

Mein Freund bewegte sich vor. Ich überließ ihm dieses Monstrum gern, allein deshalb, weil Suko wieder einmal eine Bestätigung brauchte. Es war nicht so einfach, über das abgestorbene Geäst zu schreiten. Bevor Suko das Wasser erreichte, knackte es unter ihm, er brach ein und bekam eine Schlagseite nach rechts, die ihn behinderte.

Diese Chance nutzte die Bestie. Sie sprang vor und riß gleichzeitig ihr Krötenmaul auf.

Wenn die beiden Hälften zuklappten, würde sich Sukos Kopf möglicherweise dazwischen befinden. Ich hatte die Beretta herausgerissen, wollte zur Not schießen, aber Suko fing sich bereits und warf sich mit seinem gesamten Körpergewicht nach rechts, wo er abermals zwischen das morsch gewordene Unterholz krachte, das unter seinem Gewicht zusammenbrach, so daß schmutziges Wasser in die Höhe spritzte.

Das Monstrum verfehlte ihn. Zum zweitenmal konnte es nicht zubeißen, denn Sukos Fußtritt schleuderte es zurück bis gegen unseren Kahn, der noch immer festgetaut auf den Wellen schaukelte.

Mit dem Rücken krachte Fenton gegen die Bordwand und wäre fast hineingefallen. Er breitete beide Arme aus und klammerte sich an der breiten Holzkante der Bordwand fest.

Suko stand auch schon wieder. Sein Gesicht zeigte ein kaltes Grinsen.

Vielleicht dachte er auch an Shao, daß er diese Gefühle nach außen hin trug.
Er schlug zu.
Es war ein regelrechtes Hämmern. Suko hatte seine Wut und seinen Zorn in diesen Schlag hineingelegt. Die Riemen fächerten auseinander, und das Ziel war breit genug, um erwischt zu werden.
Genau in dem Augenblick, als sich das Monstrum abstieß, klatschten die Riemen über seinen häßlichen Schädel.
Es sprang hoch, als befände sich Gummi unter seinen Sohlen. Ein quäkender Schrei drang aus seinem Maul, die Arme zuckten, dann klatschte es zurück in das Wasser und tauchte unter.
Es blieb am Grund.
Dort mußte sich Schreckliches abspielen, denn das Wasser begann zu kochen und zu schäumen, als hätte man es genau an dieser Stelle erhitzt.
»Das habe ich wohl gepackt!« sagte Suko mit einer rauhen Stimme und schaute zu, wie hin und wieder ein Arm oder eine Hand erschien, aber sofort nach unten gegen die Oberfläche drosch.
Der Kampf dauerte nicht mehr lange. Die Bewegungen wurden schwächer, auch das Wasser schäumte nicht mehr so stark, und die Wellen liefen allmählich aus.
»Den hole ich mir!« Suko stampfte vor, die Peitsche noch griffbereit. Er brauchte sie nicht mehr einzusetzen. Aus dem flachen Uferwasser wurde das Monstrum an die Oberfläche gespült. Wir sahen von ihm nur seinen Rücken.
Suko bückte sich und schleuderte es herum.
Mir war schon aufgefallen, daß sich der Kopf verändert hatte. Jetzt sah ich es deutlich und noch deutlicher trat es hervor, nachdem wir die Gestalt zu uns herangezogen hatten.
Zwischen den Armen der abgestorbenen Bäume blieb es leblos hängen, so daß wir es genau beobachten konnten und auch feststellten, daß es uns nicht mehr gefährlich wurde.
Ich ging hin.
Ein menschlicher Schädel kam zum Vorschein. Die Schuppenhaut der Kröte floß ab, als hätte jemand mit einem Tuch kurzerhand über diese Stellen gewischt.
Die Magie der Peitsche war stärker gewesen. Ein bleiches, menschliches Gesicht mit starren Augen lag vor, während sich am Kinn die letzten Reste der Krötenhaut zusammenballten und zwischen das bleiche Geäst tropften, wo sie auch von den Wellen erfaßt und weggeschafft wurden.
Wenn Suko dämonische Wesen mit seiner Peitsche traktierte, blieben zumeist tiefe Wunden zurück. Das war hier nicht der Fall. Im Gesicht des Toten sahen wir keinerlei Verletzungen.

»Er sieht fast friedlich aus«, meinte Suko und hob die Schultern. »Jedenfalls ist er von Udexas Fluch erlöst.«

Ich gab ihm recht. »Nur hätte der eine Mord nicht zu sein brauchen.«

»Machst du dir Vorwürfe?«

»Ja, es hat nichts gebracht, daß ich in die Mulde geklettert bin. Wir hätten den Blinden auch nicht zurücklassen sollen.« Ich atmete stöhnend. »Einmal möchte ich den Tag erleben, wo ich keinen Fehler mehr begehe.«

»Dann müßtest du ein Übermensch sein.«

»Und das wäre auch nicht gut.«

»Komm, Alter, wir nehmen beide mit.« Suko schlug mir auf die Schulter.

Gemeinsam luden wir die Leichen ins Boot, bevor wir den Kahn lostäuten. Ich hatte schon die Ruder genommen, während Suko an Bord kletterte. Er warf einen Blick auf die Uhr.

»Schon später Nachmittag. Bis wir wieder am Bootssteg sind, ist es Abend geworden.«

»Wahrscheinlich.«

Suko griff nach einem Ruder. »Und Udexa?«

Ich warf einen Blick auf die beiden toten Brüder. Sie lagen am Heck des Kahns. »Keine Ahnung. Bisher haben wir nichts von der Bestie gesehen. Mich wunderte eigentlich, daß sie stillhält, obwohl wir einen ihrer Diener auf dem Gewissen haben.«

»Du sprichst mir aus der Seele.«

Gemeinsam ruderten wir wieder in das freie Gewässer zurück.

Abermals wurden wir auf dem Weg durch das tote Wasser von fauligen Ästen und Zweigen begleitet. Manchmal trieben auch Teile abgefallener und abgerissener Baumkronen durch die Flut. Dabei streckten sie ihr Geäst wie ein Filigran aus dem Wasser.

Der Sumpf stank.

Es war ein mieser Geruch, der uns entgegenwehte. Über dem Wasser lagen die dünnen Dunstschleier. Möglicherweise verdichteten sich die Gespinste am Abend oder in der Nacht zu dicken Nebelschwaden, so daß man sich überhaupt nicht mehr in den Sumpf hineintrauen konnte.

Hin und wieder trieben uns auch Schwefeldämpfe entgegen. Woher sie stammten, sahen wir nicht. Die vor uns liegende graue Fläche bewegte sich nämlich kaum.

Die leicht klatschenden Geräusche der eintauchenden Ruderblätter begleiteten unseren langen Rückweg. Manchmal knarrte das Holz oder die Metallhalterung der beiden Ruder meldete sich knirschend.

Mückenschwärme hatten sich zu zuckenden, tanzenden und schon dunklen Wolken verdichtet. Sie huschten über das Wasser wie sich drehende, breite Spiralen.

Weit vor uns schimmerte das erste Grün. Da wuchsen die kleinen Grasinseln mit ihrem tückischen Untergrund aus dem Sumpfsee.

Wenn wir sie erreicht hatten, war schon viel gewonnen.

Bis sich plötzlich eine der grünen Inseln bewegte. Zuerst hatte ich an eine Täuschung geglaubt, aber Suko, der neben mir hockte, ließ sein Ruder ebenfalls los und starrte nach vorn.

»John, da stimmt was nicht!«

Und ob da etwas nicht stimmte. Mit einer wahren Urgewalt und so, als wäre unter der Insel auf dem Grund des Sumpfes etwas mit ungeheurer Wucht explodiert, flog das Grasstück in die Höhe. Begleitet von schaumigen Wassermassen, schwarz glänzenden Baumresten, Schlamm und Dreck, der zuvor auf dem Grund gelegen hatte.

Explodiert war dort nichts.

Jemand anderer hatte sich freie Bahn verschafft.

Udexa, die Killerkröte!

***

Auch in der kleinen Stadt Wye breitete sich eine gewisse Spannung aus, die in die normale Wochenendruhe hineindrang. Die Menschen ließen es zwar äußerlich langsam angehen, aber es war ihnen anzusehen, daß sie den abendlichen Beginn des Jahrmarkts nicht erwarten konnten. Für die Kinder waren schon am Nachmittag einige Karussells freigegeben worden, die Erwachsenen würden erst später der Kirmes einen Besuch abstatten.

Man kam von der Arbeit, wusch sich, zog sich um, denn dieser Jahrmarkt war in gewissem Sinne ein gesellschaftliches Ereignis. Jeder wollte sehen und gesehen werden.

Vom Jugendlichen, über den Bürgermeister bis zum Pfarrer würde alles vertreten sein.

Eine Firma hatte sich um den Aufbau eines großen Zeltes gekümmert. Es stand am Rand des Platzes, war mit Wimpeln geschmückt, die im leichten Wind flatterten.

Jede Karussellfahrt wurde von einer gewissen Musik begleitet. So war es auch bei den Kindern, und die Klänge der populären Schlager wehten bis in das Dorf.

Die Musik erhöhte das Fieber in den Menschen. Die Jugend hatte ihre Plätze schon längst eingenommen, nur die älteren warteten noch, und die Generation davor hielt sich fast völlig zurück.

Man saß noch zusammen und genoß den warmen Nachmittag.

Zumeist versammelten sie sich am Kröten-Denkmal, das fontänenartig Wasser spie.

Man redete über alles mögliche, doch das eigentliche Thema waren die Morde der letzten Wochen und das Verschwinden einiger

Menschen.

»Und ich sage euch, Udexa hat zugeschlagen.« Der alte Griffith hatte die Worte gesprochen. Er wußte am meisten über die Geschichte des Sumpfes, kannte Hintergründe und hatte auch gehört und gelesen, daß dieser Sumpf vor langer Zeit ein Tanzplatz des Teufels gewesen war.

Einige aus der Gruppe waren skeptisch. »Wer hat diese Riesenkröte denn schon gesehen? Doch keiner von uns.«

»Die Fentons.«

»Davon ist einer blind.«

Griffith beugte sich vor und hob einen Zeigefinger warnend an.

»Ich sage euch, Freunde, Blinde sehen manchmal mehr als die, die wir Augen haben. Auch das Erscheinen der beiden Fremden ist nicht zufällig geschehen. Ich habe ihnen den Weg zu den Fentons beschrieben. Wie ich hörte, sind sie mit Harold verschwunden. Wenig später hat auch Garry das Haus verlassen. Da tut sich etwas.«

»Du hättest sie nicht losschicken sollen.«

»Warum nicht?«

»Wenn das vielleicht die Mörder waren.«

»Nein«, erwiderte Griffith. »Die rochen mir sehr nach Polizisten.«

Er zeigte auf sein ausgeprägtes Riechorgan. Dafür habe ich schon immer eine Nase gehabt. Außerdem wimmelte es im Sanatorium ja von diesen Leuten, die sich erholen sollen.

»Was werden die denn ausrichten können?« fragte ein anderer.

Griffith rutschte auf der harten Sitzfläche hin und her. »Ich habe keine Ahnung.«

Sein Nebenmann nickte inhaltsschwer. »Meine Mutter hat damals gesagt, das war noch vor dem Krieg, daß Udexa niemand stoppen kann. Sie war immer der Meinung, daß mein Vater von der Kröte geholt worden ist.«

Der Älteste unter ihnen begann zu kichern. »Dein Alter ist doch durchgebrannt, das weiß jeder.«

»Untersteh dich, solche Behauptungen in die Welt zu setzen!« fuhr der andere ihn an.

»Ich weiß es aber.«

Bevor die beiden sich streiten konnten, mischten sich andere ein und stifteten Frieden. »Seid friedlich, Leute, wer weiß, wie lange ihr noch zu leben habt.«

Griffith nickte. »Ich länger als er, wenn ich ihn zwischen die Finger kriege.«

»Ihr könnt ja nachher im Zelt ein Wettsingen veranstalten! Das habt ihr doch schon mal getan.«

Die anderen lachten, als sie daran dachten, denn beide waren nachher umgefallen.

Und keiner der alten Männer schaute auf die Kröte, die nach wie vor

auf dem Sockel hockte, das Wasser ausspie, völlig normal aussah, sich aber trotzdem verändert hatte.

Es begann an der Haut. Sah sie normal dunkel aus und schimmerte manchmal, wenn das Licht auf sie fiel in einem seidenweichen Grau, so veränderte sie sich nun, denn aus der Tiefe ihres Körpers wuchs eine andere Farbe hervor.

Heller, aber nicht hell. Ein geheimnisvolles Grün nahm von der Figur Besitz.

Es war die Zeit der Abenddämmerung. Die Sonne war noch nicht ganz verschwunden, aber sie hatte sich bereits hinter den Baumkronen verkrochen und war so nicht mehr zu sehen. Nur noch die Bäume selbst leuchteten sie an, so daß diese sich konturenscharf vor dem rötlichgelben Hintergrund abhoben.

Im Ort selbst, besonders in den schmalen Gassen, überwogen die grauen Schatten, die mit zunehmender Zeit immer dunkler und tiefer wurden. Auch der Krötenbrunnen wurde in diese geheimnisvolle Schattenwelt eingetaucht, so daß die jetzt grünliche Farbe der Figur aus der Finsternis hervortreten konnte.

Die Männer saßen ein paar Yards weg und unterhielten sich. Sie warfen dem Denkmal keinen Blick zu, jeder von ihnen kannte es, und so sahen sie auch nicht, daß sich die bleichen, hervorquellenden Augen bewegten, als säßen sie in einem Gelenk.

Auch weiterhin spie das Krötenmaul einen Wasserstrahl von doppelter Fingerbreite aus. Er klatschte in den Brunnen, lief ab, das Wasser wurde unterhalb der Erde in einem Becken gesammelt und durch eine Pumpe wieder hochgetrieben.

Ein ewiger Kreislauf, der nur in den Wintermonaten unterbrochen wurde. Da mußte man die Pumpe ausbauen, weil sie sonst vereiste.

Die Menschen hatten sich an das Spritzen und Klatschen des Wassers gewöhnt. Es fiel überhaupt nicht auf, daß der Brunnen lief, aber es störte, wenn dies nicht der Fall war.

Und genau das trat ein.

Plötzlich spie das Maul kein Wasser mehr.

Stille herrschte…

Die Männer redeten weiter, bis Griffith sich erhob und abwinkte.

»Ich werde jetzt verschwinden. Wir sehen uns dann im Zelt, und bringt den nötigen Durst mit, Freunde. Heute gebe ich eine…«

Schlagartig verstummte er. Zwei kleine Schritte ging er vor, seine Augen weiteten sich dabei, er schüttelte den Kopf, blieb wieder stehen, schaute zu seinen Kollegen zurück und streckte den Arm aus.

Jeder sah, daß sein Zeigefinger zitterte.

»Die… die Kröte speit kein Wasser mehr!« flüsterte er, aber so laut, daß es die anderen hören konnten.

»Dann hat es jemand abgestellt.«

»Wer denn?«
»Weiß ich doch nicht.«
Griffith schüttelte den Kopf und drehte sich seinen Kollegen zu.
»Den stellt keiner ab. Der Brunnen fließt immer.«
»Aber jetzt nicht!« quäkte der Mann, mit dem sich Griffith gestritten hatte.
»Ja, Jorge, das sehe ich. Und ich weiß auch, was das zu bedeuten hat.«
»Was denn?«
Jorge bekam keine Antwort. Statt dessen ging Griffith vor. Die Männer verfolgten seine zögernden Schritte. Er wirkte so, als hätte er ein schlechtes Gewissen und auch eine gewisse Angst.
Vor der Kröte blieb er stehen. Er drückte den Kopf ein wenig nach vorn, und krümmte dabei seinen Rücken so stark, daß dieser einen Buckel bildete.
»Nichts«, flüsterte er, »nichts strömt mehr aus dem Maul. Es ist trocken.« Er fühlte nach, fuhr mit den Fingerspitzen auch unter den Rand und nickte. »Nur ein paar Tropfen.« Dann hob er die Rechte und berührte die Haut der Kröte. Seine Augen zuckten dabei, ebenso der Mund und auch die Lippen. »Sie hat sich verändert, die Haut ist warm.«
»Ja, die Sonne hat auch geschienen«, sagte Jorge.
»Das ist es nicht. Ich kenne den Unterschied. Wenn sich ein Stein aufheizt, fühlt sich die Haut anders an. Ich kann doch Sonnenstrahlen von einer anderen Wärme unterscheiden, verdammt.«
»Welche ist es denn hier?«
Griffith hob die Arme. »Diese Wärme kommt von innen. Sie dringt aus irgendeiner Tiefe hoch. Man kann sie als dämonisch bezeichnen. Das ist etwas ganz anderes. Glaubt es mir.« Er winkte ihnen zu.
»Los, kommt her und überzeugt euch. Ich will es euch beweisen.«
Dazu hatte keiner Lust. Entweder glaubten sie ihm nicht, oder sie hatten Angst. Griffith nahm letzteres an.
»Wie ist es mit dir, Jorge?«
Der Streithahn erhob sich tatsächlich, drehte sich aber um und winkte ab. »Ich gehe schon ins Zelt. Ihr könnt ja nachkommen.«
Es war das Stichwort für die übrigen, sich zu erheben. Sie hörten Griffiths Stimme. »Jetzt ist es soweit«, sagte er. »Ja, ich spüre es genau. Udexa wird kommen.«
»Sag nicht so einen Blödsinn.«
»Doch, ich merke es. Ich brauche nur in die Augen der Kröte hier zu sehen, darin lese ich wie in einem Buch. Sie haben nämlich ihre Starre verloren. Sie leben, sie sind lebendig geworden. Das ist das Zeichen. Udexa wird erscheinen.«
»Und wann?«

»Heute noch.« Griffiths Hand zuckte von der Figur zurück, als hätte er sich verbrannt. In seinen Augen leuchtete plötzlich die Angst. »Nichts kann die Bestie noch aufhalten, aber ich will es versuchen.«

Die Männer nahmen ihn noch immer nicht ernst. »Was willst du denn dagegen tun.«

»Ich laufe zum Pfarrer.« Er nickte heftig, um sich selbst zu bestätigen. »Jawohl, ich laufe zum Pfarrer. Und ihr könnt mich davon nicht abbringen...«

***

Hatte nicht der blinde Fenton von einer Kröte gesprochen, die Haushöhe erreichen würde?

Ja, so war es gewesen, und ich mußte gestehen, daß er sich keinesfalls getäuscht hatte.

Was da aus den trüben Fluten des Sumpfs in die Höhe wuchs, war ein so monströses Gebilde, daß mir fast die Worte fehlten, um es zu beschreiben. Jedenfalls kroch eine Riesenkröte hervor. Ein Monstrum mit Ausmaßen, wie ich sie noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Schrecklich, grauenhaft, einfach fürchterlich.

Hoch wie ein kleiner Turm, dabei sehr breit und mit einem Maul ausgestattet, für das der Vergleich eines offenstehenden Scheunentores in Frage käme.

Über dem Maul sah ich die Augen. Zwei auf den Kopf gestellte Ovale, die mich an Laternen erinnerten. Von gelbem Licht ausgefüllt, mit einem leichten roten Schimmer darin, der mir vorkam wie eine erstarrte Flamme. Da beide Maulhälften offenstanden, sah ich die mächtigen Zähne, die an gekrümmte Schwerter erinnerten.

Dieser Anblick verschlug mir nicht nur die Sprache, er schuf auch eine Gänsehaut, die einfach nicht von meinem Rücken weichen wollte. Sie zog sich hoch bis zum Hals, um sich dort zu manifestieren.

Wir sahen das Maul, und der dazu im schrägen Winkel stehende Körper verschwand fast unter dem Schatten, den das gewaltige Maul warf. Die Kröte hockte jetzt auf dem Sumpf, der Blick glitt über uns hinweg. Sie war auch noch ziemlich weit entfernt, doch ich konnte mir vorstellen, daß sie uns mit einem einzigen Sprung erreichen und in die Tiefe des Sumpfs pressen würde.

Tat sie das?

Suko und ich kamen uns winzig vor. Wir hatten die Köpfe in den Nacken gelegt, um überhaupt in das Gesicht der Kröte schauen zu können. Vor uns wuchs sie auf wie ein gewaltiges Gebirge, das auch nicht mehr verschwinden wollte, denn irgend etwas hatte sie vor.

Ihr Helfer war gestorben. Wir trugen daran die Schuld. Würde sie sich rächen?

Noch blieb das Maul in dieser Haltung. Sie öffnete es nicht mehr

weiter. Im Gegenteil, sie klappte es sogar zu. Als die schwertartigen Zähne gegeneinander rieben, glaubte ich sogar, die schleifenden Geräusche zu vernehmen, die dabei entstanden.

Würde sie jetzt springen?

Nein, die blieb hocken, aber sie bewegte sich, und durch ihren Körper rann ein Zucken.

»Jetzt!« raunte Suko.

Er irrte sich. Die Kröte tat nichts. Sie blieb auf der Oberfläche sitzen, sie ignorierte uns einfach, als wären wir nur Würmer und ihrer sowieso sicher.

»Wie willst du die stoppen?« fragte Suko.

»Ich kann ihr ja ins Maul spucken.«

»Ja, aber mit Feuer.«

Wir schwiegen, denn die Kröte bewegte sich. Es sah aus dieser Entfernung träge aus, wie sie ihren Körper zur Seite wuchtete und sich dann abstieß.

Beide bekamen wir noch größere Augen. Es war uns, als würde ein gewaltiges Geschoß durch die Luft fliegen, sich dabei drehen, um dann ein neues Ziel zu erreichen.

Sie klatschte wieder in den Sumpf.

Diesmal hörten wir das Geräusch. Wieder spritzten Schlamm- und Wasserfontänen in die Höhe. Wellenberge entstanden, die in vier verschiedene Richtungen rollten und auch unsere nicht ausließen.

Da kam eine regelrechte Wand aus Gras, Schlamm und Wasser, die sehr schnell unser Boot erreichte, es durchschüttelte, anhob, wieder in die Tiefe senkte und es zu einem regelrechten Spielball degradierte.

Zum Glück war der Kahn stabil gebaut. Die Massen machten ihm nichts, als sie gegen die Bordwand hieben, sie schüttelten ihn nur mehr durch, ansonsten mußten wir uns festklammern, um nicht über Bord gestoßen zu werden.

Udexa verschwand.

Sie tauchte einfach unter. Es sah so aus, als hätte sie die gewaltige Fläche verschluckt, denn sie war noch größer als das Monstrum.

Wir atmeten tief aus, waren zunächst einmal beruhigt, aber das drückende Gefühl blieb trotzdem.

»Ich komme mir vor wie Kapitän Ahab, als er in seinem Boot saß und Moby Dick fangen wollte. Plötzlich schoß der Wal hoch und der Kahn auch. Das kann uns mit der Kröte ebenfalls passieren.«

Suko sprach dagegen. »Glaube ich nicht, John. Die Kröte ist kein Wal, die hat auch andere Ziele.«

»Und welche?«

»Sie wird sich alles holen wollen. Bisher hat ihr Helfer für den Nachschub gesorgt. Der ist tot. Nun holt sich Udexa die Leute selbst. Wye wird das Grauen erleben.«

»Dann rechnest du also damit, daß Udexa in die Stadt einfallen wird, oder wie?«

»Nicht nur in die Stadt. Erinnere dich an den Jahrmarkt, der dort anfängt.«

Ich bekam abermals eine Gänsehaut. Da hatte mein Freund genau ins Wespennest gestochen. Der Jahrmarkt war das schwache Glied in der Kette. Wo hatte Udexa denn schon so viele Opfer konzentriert zusammen wie auf diesem Festplatz?

»Suko, ich finde, daß wir uns in die Ruder legen sollten.«

»Willst du die Menschen warnen?«

»Natürlich.«

»Glaubt man dir auch?«

»Ich werde sie schon zu überzeugen wissen. Wenn es klappt, können wir das Dorf evakuieren lassen. Klar?«

»Sicher.«

Wir nahmen wieder auf der Mittelbank Platz und packten beide unsere Ruder.

Das tote Wasser hatte ein anderes Aussehen bekommen. Durch die starken Wellenbewegungen war es aufgewühlt worden. Schlamm war an die Oberfläche gedrungen und hatte sie gefärbt. Sie besaß jetzt eine braune Farbe. Dazwischen sahen wir das Grün dicker Schlingpflanzen, die wie Schlangen vorangetrieben wurden. Auch Blätter und altes Sumpfgras schaukelten auf dem Wasser.

Wir ruderten. Gesprochen wurde nichts mehr. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach, und die drehten sich zumeist um ein Thema, die gewaltige Riesenkröte.

Ein Schrecken aus der Urzeit oder Abziehbild des Teufels. Da konnte man sich nicht so sicher sein. Dieses Gebiet hatte einmal unter der Kontrolle des Satans gestanden, wenn ich den Worten des blinden Fenton Glauben schenken wollte. Und der Satan hatte dafür Sorge getragen, daß dieses Monstrum entstanden war.

Endlich lag das tote Wasser hinter uns. Die Sonne stand in unserem Rücken. Sie war zu einem leicht rötlichen Ball geworden, vor dem der Dunst in langen Schwaden quoll.

Ich holte tief Luft und war gezwungen, die Feuchtigkeit und Fäulnis einzuatmen. In den letzten Minuten schien sich beides verstärkt zu haben, ebenso wie der Dunst, der uns begleitete und sich an gewissen Stellen schon zu regelrechten Nebelinseln verdichtet hatte.

Lange durften wir uns nicht mehr auf dem Moorsee herumtreiben, sonst war die Waschküche geschlossen.

Zum Glück erkannten wir bereits den breiten Schilfgürtel, der ein Ufer des Sees abgrenzte. Dort würden wir auch den Steg und die Hütte des Bootsverleihers finden.

»Los, John, leg noch mal Feuer auf die Riemen, dann haben wir es

bald hinter uns!«

Wir ließen die Nebelfelder hinter uns und waren zum Glück schneller, als sich neue bilden konnten. Allmählich nahm auch der Schilfgürtel Gestalt an. War er vorhin nur als düsterer Schatten zu erkennen gewesen, kristallisierte er sich nun deutlicher hervor. Eigentlich hätten wir die Stelle, wo der Steg in das Wasser führte, schon erkennen müssen, aber da war nichts mehr.

»Siehst du den Steg?« Ich fragte es Suko und hob gleichzeitig mein Ruderblatt aus dem Wasser.

»Nein.«

»Dann haben wir uns verrudert.«

»Das glaube ich auch wiederum nicht«, erwiderte er und ackerte weiter. Ich tat es ihm nach, so näherten wir uns relativ schnell dem Ufer.

Es konnte den Steg nicht mehr geben. Er war regelrecht zertrümmert worden. Nicht weit von uns entfernt trieben seine Balken auf der Oberfläche. Und dort wo er aus dem Schilf geragt hatte, war die grüne Grenze selbst völlig verwüstet worden.

»Udexa«, sagte ich mit leiser Stimme und mußte danach den dicken Kloß hinunterschlucken.

Sie war an Land gegangen, daran gab es jetzt keinen Zweifel mehr.

Die Spur konnten wir deutlich erkennen. Auf einer Breite von mehr als zwanzig Yards waren die grünen Rohre abgerissen worden. Sie schwammen auch irgendwo im Wasser herum und schaukelten an uns vorbei.

Ich ballte die Hand zur Faust und dachte auch an den alten Bootsverleiher. Daß es ihn ebenfalls erwischt hatte, davon mußten wir ausgehen. Suko beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken. Er stachelte mich an, so daß wir beide uns noch einmal beeilten und erst aufatmeten, als der Kiel über den Grund schrammte. Ein paar geknickte Schilfrohre schauten noch mit ihren unteren Hälften hervor.

Die restlichen Boote waren ebenfalls nicht mehr vorhanden.

Wir zogen unseren Kahn aufs Trockene und liefen zum Haus des Bootsverleihers.

Es hatte im Schatten dieser herrlichen Eiche gestanden, von der auch die Hälfte fehlte, als hätte der Baum der wütende Schlag einer Riesenpranke getroffen.

So ähnlich mußte es wohl gewesen sein, als Udexa ihren Weg gegangen war. Wie kümmerten uns nicht mehr um das Boot, sondern suchten Potter, den Mann mit der Shagpfeife.

Die alte Eiche hatte fast die Hälfte ihrer Krone verloren. Das Haus in ihrem Schatten hätte nicht verschont werden können, und es war auch nicht verschont worden.

Die Echse hatte gewütet und es regelrecht zerdrückt. Mit ihrem

vollen Gewicht mußte sie sich auf das Dach gelegt haben, denn von ihm war nicht mehr viel zu sehen. Ein paar Holzbalken stachen noch hervor und wiesen in den grau gewordenen Himmel. Wo steckte der Besitzer? Hatte er sich noch retten können, oder lag er unter den Trümmern?

Wir suchten die Umgebung ab und schritten um das Haus herum.

Jeweils von verschiedenen Seiten. Hinter den Trümmern trafen wir wieder zusammen. Sukos Anheben der Schultern war typisch. Er hatte ebenso wenig etwas entdecken können wie ich.

Dann hörten wir das Stöhnen. Hinter uns drang es aus einem Gebüsch. Als wir uns drehten, wurden Zweige zur Seite geschoben, und Potter taumelte uns entgegen.

Seine Gesichtshaut war grau geworden. In den Augen lasen wir noch den Schrecken, der hinter ihm lag. Er holte schwer Luft, schüttelte den Kopf, als er uns sah, und begann leise zu schluchzen. Ich mußte ihn stützen, sonst wäre er gefallen.

»Was ist geschehen?« fragte ich ihn.

»Sie war da.«

»Udexa!«

»Ja, ja!« Er schrie die Worte und klammerte sich an mir fest.

»Plötzlich stieg sie aus dem verdammten Wasser. Ich hörte das Krachen, als der Steg entzweibrach, dann wütete sie im Baum, riß die alte Eiche fast durch und zerstörte mein Haus. Ich kam gerade noch weg und bin gerannt, als wäre der Teufel hinter mir her.« Er schüttelte sich, als hätte ihn jemand mit Wasser übergossen.

»Haben Sie noch sehen können, wo die Kröte hingelaufen ist?«

»Ich?« Er tippte sich selbst mit dem Zeigefinger gegen die Brust.

»Nein, auf keinen Fall. Ich habe nichts gesehen, gar nichts. Tut mir leid. Ich schließe meine Augen.«

Es lag auf der Hand, und es war auch verständlich, daß der Mann noch immer unter seinem Schock litt, aber die Richtung, in die das Ungeheuer gelaufen war, konnte er uns schließlich angeben. Wir mußten es einfach wissen.

»Ist Udexa auf den Ort zugelaufen?«

»Ich glaube ja.«

»Glauben heißt nicht wissen«, meldete sich Suko.

Potter verzog gequält das Gesicht. »Was ist überhaupt los, verflucht? Haben Sie das Ungeheuer gesehen oder ich? Sie glauben gar nicht, welch einen Schock…«

»Wir sahen es auch, Mister«, erklärte Suko.

Potters Mund blieb fast offen. »Ach – tatsächlich?«

»Ja, es stieg aus dem Sumpf. Sie brauchen uns also nichts vorzumachen. Und wir sind nicht allein gekommen. Im Boot liegen die beiden Fenton-Brüder. Sie sind tot.«

Potter wurde noch bleicher. Er zeigte auf Suko. »Tot sind die beiden?«

»Ja.«

»Udexa, nicht?«

Wir wollten Potter in dem Glauben lassen und nickten deshalb synchron. Ich sagte noch. »Aus diesem Grunde wollen wir auch genau wissen, wo sich die Riesenkröte aufhält. Wir müssen andere Menschen retten. Verstehen Sie das?«

»Klar, sicher, dafür habe ich Verständnis. Ich verstehe vieles.« Er hustete. »Sie ist bestimmt nach Wye gelaufen. Bestimmt«, hauchte er noch und rannte auch weg.

Suko und ich schauten uns an. Beide hoben wir fast zur gleichen Zeit die Achseln. »Es gibt keinen Beweis«, sagte ich. »Wir müssen uns auf Potters Aussagen verlassen.«

»Und zum Ort.«

»So schnell wie möglich. Um die beiden Toten kümmern wir uns dann später.«

***

Der Pfarrer leitete die kleine Gemeinde ungefähr elf Jahre. Er kannte jeden Bewohner von Wye, vom Baby bis zum Greis. Und ihm war natürlich auch Griffith bekannt.

»Du willst mir da was erzählen, Griffith. Das mit der Kröte ist doch Unsinn!«

Der Mann stand vor dem Geistlichen wie ein Fels und ein Bittsteller zugleich. »Nein, es ist echt. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, die Kröte hat sich verändert.«

Der Kirchenmann strich durch seinen Bart. »Nun ja«, sagte er, »ich will dir den Gefallen tun. Wir gehen erst zum Brunnen. Solltest du nicht recht behalten, wirst du mir ein Bier ausgeben. Einverstanden?«

»Ich zahle sogar zehn und zünde die gleiche Anzahl Kerzen in der Kirche an.«

»Zwei reichen.«

Griffith war sehr froh, daß er den Pfarrer endlich hatte überzeugen können. Auf dem Weg zu ihrem Ziel redete er ununterbrochen von der Kröte und der Geschichte, die sich mit ihrem Auftauchen verband. Vom Tanzplatz des Teufels, wo die Magie auch heute noch nicht verschwunden war und jetzt ausgerechnet zum Ausbruch kam.

»Hast du die Riesenkröte schon gesehen?«

»Nein, Herr Pfarrer.«

»Dann würde ich an deiner Stelle vorsichtig mit den Behauptungen sein. Du weißt, die Leute erzählen viel, wenn der Tag lang ist. Und so ein haushohes Ding ist schließlich nicht zu übersehen, falls es existiert.«

»Der Sumpf ist schließlich breit, lang und auch sehr tief«, erklärte Griffith mit dunkler Stimme.

»Ja, da kann man viel erzählen.«

»Aber nicht über Udexa.«

»Gerade darüber.« Der Pfarrer lachte. »Eine Riesenkröte. Wo gibt es denn so etwas? Höchstens im Märchen.«

»Manchmal werden Märchen wahr. Und die enden meist böse.«

Der Geistliche gab keine Antwort mehr. Er war ein schlanker Mann von etwa 50 Jahren. Sein graues Haar war an einigen Stellen bereits ausgefallen, so daß er Mühe hatte, einen Scheitel zu ziehen.

Der Jahrmarkt war bereits eröffnet worden. Die Männer hörten die Klänge der Musik, sie sahen auch die Lichter und deren Widerschein, der bunt gegen den dunklen Himmel stieg. Die Menschen waren froh, lustig, voller Erwartung. Sie hatten sich auf dieses Wochenende im August gefreut, wie sie es in jedem Jahr taten. Am Freitag gehörte der Jahrmarkt ihnen allein. Am nächsten und übernächsten Tag würden die Fremden kommen. Es hatte sich herumgesprochen, daß es in Wye jährlich ein so großes Volksfest gab.

Unterwegs kamen ihnen nur wenige Menschen entgegen. Die meisten davon liefen zum großen Platz am Dorfrand. Der Pfarrer wurde gegrüßt und auch mit scheuen Blicken bedacht. Das war auf dem Dorf eben noch so.

Auch das unmittelbare Gebiet um den Krötenbrunnen war menschenleer. Niemand saß mehr auf den Bänken. Auch die älteren Menschen wollten am Fest teilnehmen.

Eine einsam stehende Laterne verströmte Licht.

Griffith faßte den Pfarrer an. »Jetzt hätten Sie das Wasser eigentlich schon hören müssen. Aber da ist nichts. Sie können es gar nicht hören, weil es nicht mehr fließt.«

»Kann sein.«

»Ist das nicht ungewöhnlich?«

»Nein, man hat es abgestellt.«

»Aber wer?«

»Was weiß ich denn?«

»Sie wollen mir nicht glauben.«

»Warten wir mal ab.« Der Pfarrer ging schneller und erreichte den Brunnen auch als erster. An seinem Rand blieb er stehen und schaute zu der auf dem Sockel sitzenden Kröte und auch in das offene Maul hin. Dabei hob er die Schultern. »Tut mir leid, Griffith, aber ich kann nichts Ungewöhnliches erkennen.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein.«

Griffith trat langsam näher. Er hatte die Schultern hochgezogen und wirkte so, als würde er unter einer starken Spannung stehen.

Als er neben dem Pfarrer stoppte, zitterte er.
»Mensch, Griffith, was hast du?«
»Schauen Sie mal genau hin, Herr Pfarrer. Sehr genau, meine ich. Fällt Ihnen nichts auf?«
»Was denn? Okay, die Kröte speit kein Wasser mehr, das ist auch alles.«
»Irrtum, Herr Pfarrer, das ist nicht alles. Sie müssen die Hand ausstrecken und die Kröte fühlen. Streicheln Sie ihre Haut, dann werden Sie es merken.«
»Und was?«
»Streicheln Sie und schauen Sie. Ihre Haut hat auch eine andere Farbe bekommen.«
»Das kann man im Dunkeln nicht erkennen. Auch wenn Licht auf eine solche Figur fällt, sieht sie anders aus als bei Sonnenschein. Das solltest du wissen.«
»Tun Sie mir den Gefallen.«
»Okay, mache ich.« Der Geistliche wollte endlich seine Ruhe haben und strich über den Körper der Kröte. Seine Hand berührte den Kopf, den Körper, auch den Bauch der steinernen Kröte.
»Und?«
»Das frage ich mich auch, Griffith. Ich finde es normal und kann keinen Unterschied merken.«
Griffith lachte. »Tatsächlich nicht. Dann hätten Sie mal heute nachmittag hier sein müssen.«
»Jetzt ist aber Abend.« Die Antwort des Geistlichen hatte ärgerlich geklungen.
Griffith ließ sich nicht abwimmeln. »Noch etwas. Herr Pfarrer. Die Augen. Sie müssen die Augen sehr genau untersuchen. Das ist fast noch am wichtigsten.«
»Meinetwegen auch das.« Er hob die Schultern, reckte sich und schaute dorthin, wo die Augen vorstanden.
Griffith wartete. Nach einigen Sekunden trat der Pfarrer einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf.
»Was ist denn?«
»Ich muß Ihnen recht geben, Griffith. Etwas ist an der Sache merkwürdig, da haben Sie recht.«
»Und was?«
Der Geistliche hob die Schultern. »Ich habe das Gefühl, als hätten sich die Augen verändert. Als wäre Leben in ihnen, als würden sie sich bewegen. Ja, so ist es.«
Griffith lachte. »So habe ich es auch gesehen.« Er schob sich an den Geistlichen heran. »Ich sage Ihnen etwas, Herr Pfarrer. Hier geht einiges nicht mit rechten Dingen zu. Und wenn das so ist, haben andere Kräfte ihre Hände im Spiel. Ich denke dabei an den Teufel,

Herr Pfarrer. Ja, an den Teufel.«
»Glaubst du das wirklich?«
»Klar doch.«
Der Geistliche schüttelte den Kopf. »Irgend jemand wird sich einen Scherz mit den Augen erlaubt haben. Vielleicht hat er sie mit einer anderen Farbe angestrichen, möglich ist alles. Und auch das Wasser ist abgestellt worden. Dahinter irgendwelchen Spuk zu vermuten, finde ich einfach lächerlich.«
Griffith schüttelte den Kopf. Er ließ sich von seiner Ansicht nicht abbringen. »Sie können ja sagen, was Sie wollen, Herr Pfarrer, ich glaube, daß es in dieser Nacht und auch beim Volksfest noch passiert.«
»Was soll denn passieren?«
»Udexa kehrt zurück«, flüsterte Griffith. »Die Riesenkröte kommt und wird uns verschlingen.«
Der Geistliche hätte dem anderen am liebsten einen Vogel gezeigt, erinnerte sich aber an seine Reputation und schüttelte nur den Kopf.
»Sie reden Unsinn.«
»Das glaube ich nicht.«
»Sagen Sie das nur nicht den anderen Leuten, sonst kommt es hier noch zu einem kleinen Aufstand. Sie wissen ja selbst, wie leicht, diese Menschen zu beeinflussen sind.«
»Ich glaube an Udexa und daran, daß sie kommt!« Er berichtigte sich sofort. »Nein, sie ist schon da!«
»Wo?« Der Pfarrer fragte es automatisch.
Griffith legte beide Hände zusammen, als wollte er anfangen zu beten. Das tat er aber nicht. Er ging rückwärts schaute zu Boden und bewegte die Hände dabei hin und her. »Sehen Sie den Schatten, Herr Pfarrer? Schauen Sie zu Boden. Blicken Sie genau hin. Das ist der Schatten der Kröte. Ich spüre auch die Kälte, wie sie mir entgegenströmt. Ja, ich spüre sie genau, das ist sie…«
»Erzählen Sie doch nichts!«
Griffith ließ sich nicht beirren. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und starrte so angestrengt gegen den Himmel, daß selbst der Geistliche mißtrauisch wurde und ebenfalls nach oben sah.
Was er sah, machte auch ihn mißtrauisch. Er kannte die Dunkelheit der Nacht, aber diese hier war anders. Auf der einen Seite der Widerschein der bunten Lichter, auf der anderen die Finsternis, in der sich tatsächlich etwas abzeichnete.
Ein gewaltiger Schatten…
Er besaß bestimmte Umrisse und auch eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Kröte, die der Mann allerdings erst erkannte, als er sich auf der Stelle gedreht hatte, weil der Schatten einfach zu immens war.
»Nun, Herr Pfarrer, sind Sie jetzt überzeugt?«
Er hob die Schultern. »Tut mir leid, aber ich kann nichts erkennen.

Wirklich nichts.« Er hatte in letzter Zeit nicht oft gelogen, hier aber kam er sich wie ein Lügner vor…

***

Wir waren zwar nicht beruhigt, aber auf eine gewisse Art und Weise erleichtert, denn als wir den Platz am Dorfrand erreichten, schien auf dem Jahrmarkt alles normal zu verlaufen.

Udexa hatte sich versteckt!

Noch…

Statt dessen nahmen wir die Gerüche und die Laute eines Rummelplatzes wahr. Da klangen die einzelnen Musikstücke in einem wahren Durcheinander auf uns zu. Ob Gesang, ob instrumental, dazwischen das laute Rufen der Besucher, das Heulen der Sirenen oder Klingeln irgendwelcher Glocken, manchmal übertönt von den reißerischen Worten der Losverkäufer, die ihre Hauptgewinne anpriesen.

Es roch nach Fish & Ships, nach Bratwurst und Hamburgern oder gebratenem Fleisch.

»Ist es die Ruhe vor dem Sturm?« fragte Suko.

Ich lachte leise. »Ruhe ist gut.«

»Es war auch übertragen gemeint.« Suko schaute sich um. »Am besten ist es, wenn wir mal einen kleinen Bummel machen.«

Dagegen hatte ich nichts. Das Dorf interessierte uns vorerst nicht.

Ich konnte mir vorstellen, daß Udexa, wenn sie angreifen wollte, sich auf den Jahrmarkt konzentrierte. Nur hier fand sie die entsprechenden Opfer, weil es sich jeder Einwohner nicht nehmen ließ, der Kirmes einen Besuch abzustatten.

Suko, der sich schon einige Tage in der Gegend aufgehalten hatte, traf zahlreiche Bekannte aus der Klinik, die sich zu einem Bummel verabredet hatten.

Man grüßte sich und wechselte hin und wieder einige Worte miteinander. Auch vom Personal der Klinik waren zahlreiche Schwestern und Helfer anwesend.

Und niemand merkte etwas. Wir schauten nur in fröhliche, erwartungsvolle Gesichter. Die Menschen wollten sich einen schönen Abend machen und ahnten nichts von der Bedrohung.

Ein Losverkäufer tanzte wie ein Derwisch vor uns. Ich kaufte fünf Lose, um ihn zu beruhigen. Einmal gewann ich. Ein Päckchen Gaugummi wurde mir von einer dicken Frau in die Hand gedrückt. Sie bediente gleichzeitig einen kleinen Jungen, dem ich meinen Gewinn in die Hand drückte.

Als ich zu Suko zurückkehren wollte, sah ich ihn nicht mehr. Er war bereits weitergegangen. Seinen Rücken entdeckte ich gegenüber, wo sich eine Schießbude befand. Suko sprach dort mit einem Mann, den

ich nicht kannte.

Wenig später wurde er mir als Dr. Barrymoore, Chefarzt der Klinik, vorgestellt.

»Sie sind Mr. Sinclair«, sagte er. »Ja, ich habe bereits von Ihnen gehört.«

»Hoffentlich nur Gutes.«

»Natürlich.« Er schaute sich um. »Ich möchte mal neugierig sein. Haben Sie inzwischen einen Erfolg erringen können?«

»Das kann man sagen.«

Er starrte uns an. »Wieso?«

»Wir haben zumindest den Mörder erwischt«, sagte Suko.

Der Arzt blickte uns verblüfft in die Gesichter. »Sagen Sie nur. Tatsächlich?«

»So ist es.«

Er war nervös. »Wer war es denn?«

»Jemand aus dem Ort. Ein Mann namens Fenton.«

»Den kenne ich nicht.« Barrymoore hob die Schultern. »Ich hätte nie gedacht, daß es so schnell gehen würde. Sie etwa?«

»Nein, bestimmt nicht«, gab Suko zu. »Aber die Gefahr ist noch nicht hundertprozentig vorbei.«

»Gibt es einen zweiten Täter?«

Suko lächelte schmal. »So könnte man es auch ausdrücken. Ich will mal sagen, es existiert eine gewaltige Gefahr. Eine Bedrohung aus dem Dunkeln.«

»Meinen Sie das im übertragenen Sinne?«

»Sowohl als auch.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ich stellte die nächste Frage, während um uns herum der Betrieb normal lief. »Haben Sie schon etwas von einer Gestalt oder einem Monster namens Udexa gehört?«

Dr. Barrymoore lachte zunächst, als er allerdings in unsere ernsten Gesichter schaute, verstummte das Lachen sehr schnell. »Ja, natürlich. Ich gehöre einem Stammtisch an, der sich hin und wieder in einer Dorfkneipe trifft. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir einmal über diese Sache gesprochen.«

»Aber Sie glauben nicht daran?«

»Nein, Mr. Sinclair.« Er schüttelte entschieden den Kopf. »Auf keinen Fall. Ich bin Wissenschaftler, Naturwissenschaftler. Die Sache mit Udexa gehört ins Reich der Fabel und Legende, verstehen Sie. Das sind Märchen, die man sich erzählt. Ich glaube, solche und ähnliche Geschichten gibt es in jedem Ort, der so ›günstig‹ an einem Sumpfgebiet liegt.«

»Nur werden diese Dinge manchmal wahr«, erwiderte ich. »Da kann man dann nur staunen.«

»Glauben Sie an die Riesenkröte?« Er schaute erst mich, dann Suko an und sah unser Nicken. Barrymoore wußte nicht, was er sagen sollte. »Aber das ist doch ein Witz, meine Herren. Nein, so etwas gibt es nicht. Das kann ich Ihnen nicht abnehmen.«

»Wir haben Sie gesehen«, sagte Suko.

»Wo denn?«

Mein Freund deutete dorthin, wo der Sumpf lag. »Sie stieg aus dem Moor. Es war wie eine Explosion. Plötzlich sahen wir ein gewaltiges Ungeheuer, das die Fluten verließ. Begleitet von Schlamm, Dreck und brakigem Wasser. Es war zwar nicht gerade turmhoch, erreichte aber die Höhe eines Hauses, und es machte sich daran, den Sumpf zu verlassen. Dabei hat es seine Spuren hinterlassen. Es verwüstete unter anderem einen Bootssteg, dann einen Teil des Uferschilfs und auch das Haus eines Bootsverleihers. Das ist kein Märchen, das wir Ihnen da auftischen, Doktor.«

»Und Sie sind davon überzeugt, sich nicht getäuscht zu haben?«

»Ja.«

Barrymoore schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, aber ich bin wirklich überfragt. Verlangen Sie bitte nicht, daß ich Ihnen glauben soll. Es geht einfach nicht.«

»Wir wollten Sie nur gewarnt haben.«

»Vor Udexa?«

»Natürlich. Wenn Sie die Legende kennen, wissen Sie auch, daß diese Kröte sich darauf spezialisiert hat, Menschen anzugreifen. Sie holt sich ihre Opfer. Wo findet sie diese wohl so konzentriert wie hier auf dem Rummelplatz?«

»Da haben Sie recht, wenn es stimmt«, schränkte er ein. Er hob die Schultern. »Sie entschuldigen mich jetzt, aber ich möchte mich noch ein wenig amüsieren.«

»Eine Bitte hätte ich noch an Sie«, sagte ich und hielt ihn an der Schulter fest.

»Ja?«

»Wenn Sie die Kröte sehen sollten und es zu einer Panik kommt, versuchen Sie bitte, uns zu helfen. Sehen Sie zu, daß die Leute nicht auf die Kröte zurennen. Sie sollen vor ihr fliehen und so gut es geht einen geordneten Rückzug antreten.«

Durch die Nase holte der Arzt Luft. »Das ist zwar alles sehr komisch für mich, aber bitte. Ich habe nichts dagegen.«

»Danke.«

Er ging kopfschüttelnd weg. Suko meinte: »John, der glaubt uns kein einziges Wort.«

»Es ist auch verdammt schwer.«

»Und was machen wir?«

»Schauen uns weiter um. Ich kann mir vorstellen, daß Udexa

plötzlich aus dem Dunkel erscheint und wie ein Raubtier über diesen Rummelplatz herfällt.«

»Verdammt!« flüsterte Suko. »Das wäre fatal.«

»Sogar mehr als das.«

Wir hatten uns bisher in der Gegend aufgehalten, wo mehr Buden standen und keine Karussells. Überragt wurde die Kirmes von der prächtigen Achterbahn, die in der Dunkelheit wie ein buntes Kunstwerk leuchtete, weil Tausende von Glühbirnen den Verlauf der Schienen markierten.

Am Auto-Scooter herrschte ebenfalls Gedränge. Dort hielten sich vor allen Dingen die Jugendlichen auf, denn hier liefen auch die neuesten Scheiben aus der Hitparade.

»Zur Achterbahn?« fragte Suko.

»Ja.«

»Da haben wir ja unsere Erfahrungen gesammelt.«

Es stimmte. Schon einige Male hatten Achterbahnen bei unseren Fällen entscheidende Rollen gespielt. Auch Susanoo und der Goldene Samurai waren sich auf einer Achterbahn begegnet und hatten dort gegeneinander gekämpft. Irgendwie schienen sie eine besondere Anziehungskraft auf dämonische Wesen zu besitzen. Über den genauen Grund wußte ich auch nicht Bescheid.

Um sie zu erreichen – sie stand, am Rand des Geländes, wo es noch am meisten Platz gab –, mußten wir auch das große Fest- oder Bierzelt passieren, in dem Hochbetrieb herrschte. Mich bekam man nur mit Gewalt in so ein Ding hinein, ich schaute aber durch den offenen Eingang ins Innere und stellte fest, daß die Stimmung dort schon hochgeklettert war. Man feierte kräftig und stemmte die Gläser.

»Wenn die Leute wüßten«, meinte Suko und ging weiter. Das Gras wirkte wie ein unregelmäßiger Teppich. Es brannte auch kein Licht, so daß wir die beiden Gestalten ziemlich spät erkannten. Sie standen an der Außenseite des Zelts und schauten zu dem gewaltigen, farbigen Gebilde der Achterbahn hinüber, auf deren Schienen sich die vollbesetzten Wagen gegenseitig zu jagen schienen.

Manchmal drangen auch die Jubelschreie der Menschen bis an unsere Ohren und auch das Rattern der Wagen, wenn sie aus großer Höhe in eine Mulde stießen, wo sie hart abgebremst wurden.

Die beiden vom Alter her unterschiedlichen Männer hatten uns noch nicht gesehen. Wir hörten, wie sie sich miteinander unterhielten. Da ich näher stand, vernahm ich auch die Worte.

»Wenn Sie genau hinsehen, können Sie auch ihren Schatten sehen, Herr Pfarrer.«

»Ja, ja…«

Ich spitzte die Ohren. Wenn jemand diese außergewöhnlichen Worte sprach, hatte er einen Grund, und ich schob mich noch näher an die

beiden heran.

Direkt neben mir stand der Pfarrer. Er hatte mich zwar gesehen, warf aber noch einen Blick in den Himmel und wollte dann von mir weggehen. Ich aber hielt ihn mit folgenden Worten auf.

»Sprechen Sie vielleicht von Udexa?«

Er blieb stehen. »Was wissen Sie davon?«

»Entschuldigen Sie. Möglicherweise mehr als Sie alle hier zusammen. Mein Name ist übrigens John Sinclair.« Ich stellte auch Suko vor, und wir erfuhren die Namen der anderen beiden.

Auch ihnen erzählten wir unsere Erlebnisse, und sie stritten nichts ab. Im Gegenteil, der ältere Mann nickte heftig. »Ja, ja, so sieht es aus. Das schreibt auch die Legende. Ehrlich, Herr Pfarrer, die beiden Männer haben sich nicht getäuscht.«

»Und sie ist tatsächlich aus dem Sumpf gestiegen?« fragte der Geistliche.

»Wir sahen es«, erwiderte Suko.

»Dann wird sie auch kommen«, erklärte Griffith. Er hob den Arm und deutete schräg in den Himmel. »Schauen Sie mal genau hin. Sehr genau, wissen Sie. Dann werden Sie erkennen können, daß sich hinter dem bunten Widerschein ein Schatten abzeichnet. Und das sind keine Wolken, sage ich Ihnen. Der Schatten besitzt einen bestimmten Umriß. Er ist furchtbar, er sieht aus wie eine Kröte.«

Zwar zweifelten wir nicht an den Worten des Mannes, ich wollte mir dennoch ein eigenes Bild verschaffen und blickte genau in die Richtung, in die er zeigte.

Es stimmte.

Zwar dauerte es seine Zeit, bis ich innerhalb am Himmel die Umrisse sah, aber sie waren vorhanden. Die Monster-Kröte lauerte in der Höhe.

Ich nickte, auch Suko stimmte zu, und die beiden Männer waren beruhigt. »Dann spinnen wir doch nicht«, sagte der Pfarrer. Er hob die Schultern. »Können Sie uns auch sagen, was wir jetzt unternehmen sollen?«

»Am besten wäre es, den gesamten Platz zu evakuieren.«

»Klar, das wäre nicht schlecht. Nur welchen Grund würden Sie den Leuten sagen?«

»Keine Ahnung. Die Wahrheit würde uns niemand glauben.«

»Eben.«

Der Pfarrer strich über seine Stirn. »Gibt es denn keine Möglichkeit, dieses lauernde Grauen zu stoppen oder zurückzudrängen?«

»Vielleicht.«

»Und welche?«

»Wenn diese Kröte etwas mit dem Teufel zu tun hat, wie es ja auch in der Sage steht, könnte man sie durch das Kreuz stoppen, das ich bei mir trage.« Zum Beweis holte ich es hervor und ließ es auf meinem

Handteller liegen.

Der Geistliche bekam große Augen, als er staunte. »So etwas habe ich ja noch nie gesehen.«

»Das ist auch einmalig.«

Er schluckte. »Und damit, meinen Sie, können Sie das furchtbare Grauen aufhalten?«

»Vorausgesetzt, es zeigt sich.«

»Also müßte es sich manifestieren.«

»Richtig, und das ist die Gefahr. Sobald die Kröte erscheint, wird sie etwas unternehmen.«

»Sagen Sie doch ruhig, töten.«

»Leider ist es so.«

Suko deutete auf die Achterbahn. »Wir sehen den Schatten dahinter. Ich werde den Eindruck nicht los, daß sich dort zuerst etwas ereignet, wenn überhaupt.«

»Vielleicht sollten wir dorthin gehen«, schlug der Pfarrer vor.

Das war auch meine Absicht, nur Griffith wollte nicht. »Ich gehe ins Zelt«, erklärte er. »Da fühle ich mich wohler.«

»Aber halten Sie Ihren Mund!« warnte ich ihn. »Es braucht noch niemand etwas zu wissen.«

»Keine Sorge, Mister.«

Griffith verschwand. Sein Laufen glich schon einer Flucht. Der Pfarrer sprach mich an. »Eigentlich hat mich Griffith erst auf die Spur dieser Kröte gebracht.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. Es gibt im Ort ein Krötendenkmal. Es ist gleichzeitig ein Brunnen. Aus dem offenen Maul der Kröte sprudelt Wasser. Plötzlich ist es versiegt. Auch der Stein selbst fühlt sich anders an, als hätte er sich erwärmt. Griffith sprach ebenfalls von einer anderen Farbe, die ich in der Dunkelheit allerdings nicht erkennen konnte. Das alles sind Dinge, die mich beunruhigt haben.«

»Sind Sie denn auch jetzt überzeugt?«

»Noch nicht ganz.« Er hob die Schultern. »Der Schatten – nun ja, kann das nicht auch eine Einbildung sein?«

»Leider wohl nicht.«

Zwischen dem Zelt und der Achterbahn befand sich nur mehr freies Gelände, so daß wir auf direktem Weg unser Ziel erreichen konnten. Alles war völlig normal.

Musik. Lachen, Stimmenwirrwarr, die Sirenen, die aus Megaphonen hallenden Schreie der Anreißer und Losverkäufer, wir hatten eigentlich keinen Grund, mißtrauisch zu sein.

Wenn nicht der hoch am Himmel lauernde Schatten gewesen wäre. Ein gewaltiges Gebilde, drohend auf den Festplatz niederblickend.

Vor uns wuchs die gewaltige Konstruktion der Achterbahn hoch.

Am Kassenhaus unten hatte sich eine Schlange gebildet. Fast jeder Besucher wollte einmal diese rasende Fahrt hinter sich bringen.

»Aber fahren wollen Sie nicht?« fragte der Pfarrer.

»Nein, auf keinen Fall.«

Wir blieben ein wenig abseits des Trubels stehen. Der Blickwinkel war günstig. Denn wir konnten die Achterbahn sehen und gleichzeitig auch in den Himmel schauen.

Etwas Wind kam auf. Er wehte uns den Geruch der Imbißbuden entgegen, wo die Verkäufer schufteten.

Suko hatte seinen Blick nach oben gerichtet. Der Pfarrer und ich hörten seine gepreßt klingende Stimme. »John, ich glaube es geht los. Verdammt, da!«

Wir blickten in den Himmel.

Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde stehenbleiben. Der riesige Schatten bewegte sich, er sackte gleichzeitig tiefer und nahm noch in derselben Sekunde Gestalt an.

Udexa kam!

***

Und wie, konnte man da nur sagen!

Sie war ein gewaltiges Gebilde und bestand fast nur aus Maul.

Vielleicht hatte die Schuppenhaut eine graugrüne Farbe besessen, davon war jetzt nichts mehr zu sehen, denn der unheimliche Riesenkörper tauchte in den Widerschein der bunten Lichter, so daß sich diese Farbskala auch auf ihrer Haut abzeichnete.

Es war ein faszinierendes Bild des Schreckens. Sogar bunte Augen schien die Kröte zu besitzen, weil auch sie in das Licht eintauchten.

Und sie stand direkt hinter der Bahn, auf deren Schienen die vollbesetzten Wagen rasten.

Einer, der soeben den höchsten Punkt erreicht hatte, kippte nach vorn und jagte die Schräge hinab. Ausgerechnet dahinter lauerte die gewaltige Kröte.

Ich sah es mit Angst und Bangen. Wenn der Wagen in ihre Nähe geriet, brauchte sie nur mehr das Maul zu öffnen, um ihn praktisch dort hineinrasen zu lassen.

Etwas preßte mir die Brust zusammen. Mein Herzschlag kämpfte förmlich gegen den Druck an.

Auch die im Wagen sitzenden Fahrgäste hatten die Killer-Kröte jetzt gesehen. Das nackte Entsetzen ließ die Leute so reagieren, denn Udexa konnte killen, wenn sie wollte.

Tat sie es?

Nein, sie ließ den Wagen vorbeirasen. Vielleicht war auch alles zu schnell für sie gegangen, denn sie bewegte sich mit einer gewissen Langsamkeit, die trotzdem zu einer tödlichen Gefahr werden konnte.

So auch jetzt, denn Udexa öffnete ihr Maul.

Neben mir schlug der Pfarrer mehrere Kreuzzeichen. Suko zitterte mit mir um die Wette. »Das geht nicht gut«, keuchte er, »verdammt, das geht nicht gut.«

Und er hatte recht.

Udexa ging aufs Ganze. Sie beugte ihren mächtigen Oberkörper noch weiter vor und klappte das Maul auf.

Dann biß sie zu und direkt in einen Schienenstrang hinein!

***

Es war schlimm.

Vielleicht deshalb, weil es uns vorkam, als liefe das Geschehen in einem langsamen Tempo ab. Die beiden Maulhälften klappten zusammen und hielten den Schienenstrang fest. Ich sah auch, wie ein Zucken durch sie lief und wie die Kröte den gewaltigen Schädel noch zur Seite neigte, um einen besseren Bißwinkel zu bekommen.

Die Schienen bestanden aus Eisen. Konnte ein Monstrum wie dieses ein solches Material durchbeißen?

Wir hörten kein Brechen, auch kein Knacken oder Knirschen, aber die Kröte schüttelte ihren Kopf, und diese Bewegungen übertrugen sich auch auf einen Teil des Schienenstrangs.

Da sich die Kröte mit ihrem Gebiß weiterhin daran festklammerte und auch den Kopf drehte, riß sie den Schienenteil vom Stützpfeiler los. Die Nieten lösten sich mit peitschenden Knallgeräuschen, die selbst wir vernahmen.

Der nächste Wagen raste heran.

Ich wollte die Augen schließen, schaffte es aber nicht. So sah ich dem Grauen zu.

Niemand stoppte ihn. Er fuhr durch einen Lichtkranz. Die Fahrgäste hatten bemerkt, was vor ihnen geschah. In der ersten Reihe waren die beiden nebeneinander sitzenden Mädchen aufgesprungen und flogen plötzlich weg wie Puppen.

Ihre Körper überschlugen sich in der Luft, dann tauchten sie in das Dunkel über dem Grund ein.

Der Wagen raste in voller Geschwindigkeit gegen das Maul. Seine Frontpartie bäumte sich auf. Durch den Gegendruck schleuderte es die Menschen heraus.

Sie wirbelten wie Blätter durch die Luft.

Ich stand da, sah diesen Schrecken und hatte Tränen in den Augen. Die Wut und der Zorn kochten in mir. Haß auf die Bestie überfiel mich, während Warnsirenen auf jaulten und im Steuerhaus der Achterbahn Notbrems-Vorgänge eingeleitet wurden.

Dann ließ Udexa den Strang los. Sie krachte nach unten, riß andere noch mit. Die Holzbespannung des Untergrunds zersplitterte, wieder

wurden Menschen aus den Wagen geworfen. Andere kletterten freiwillig heraus und versuchten dabei, am Gerüst entlang nach unten zu turnen. Einen von ihnen erwischte die Kröte.

Es war einfach furchtbar.

Sie schüttelte sich und zog sich plötzlich zurück. Leider wurde sie nicht zu einem Schatten, sie blieb existent, und der Boden vibrierte selbst bei uns, als sie auftrat.

Dann erst erfaßten die Menschen, was überhaupt geschehen war.

Viele von ihnen hatten sich nicht in der Nähe der Achterbahn aufgehalten, doch das Unglück hatte sich schnell herumgesprochen. Auch innerhalb des Bierzeltes. Von dort strömten ebenfalls die Gäste ins Freie. Sie stießen mit denen zusammen, die fluchtartig den Rummel verließen. Zum Glück rannten die meisten in Richtung Dorf, um sich dort vor dem Monstrum zu verstecken.

Sie kamen wie eine Woge aus Menschenleibern, der wir entgehen mußten, um nicht mitgespült zu werden. Den Pfarrer erwischte es.

Er wurde einfach gepackt und weggerissen.

Suko und ich hatten uns in Sicherheit bringen können. Wir hörten nur die angsterfüllten Schreie der Fliehenden, die in der lauten Musik aber untergingen.

Suko stand neben mir und schüttelte den Kopf. Auch er konnte es nicht fassen. Er sprach Worte, die im allgemeinen Chaos untergingen, aber ich sah, wie verzerrt sein Gesicht war.

Auch dieser Sturm ging vorbei. Minutenlang hatte er gedauert. Einige Stände waren kurzerhand umgerissen worden. Über einem Holzkohle-Grill war der Stoff einer Markise gefallen und hatte Feuer gefangen. Die Flammen beleuchteten zuckend die leere Umgebung.

Noch nie hatte ich erlebt, daß sich ein Rummel so schnell leeren kann. Suko und ich waren wohl die einzigen, die auf eine regelrechte Trümmerlandschaft schauten, denn mehr war von der Achterbahn nicht zurückgeblieben.

Unsere Gesichter waren grau wie Asche, als wir uns gegenseitig anschauten. Suko hob nur die Schultern. »Müssen wir uns jetzt Vorwürfe machen?«

»Nein.«

»Vielleicht hätten wir Garry Fenton am Leben lassen sollen. Dann wäre möglicherweise alles anders gekommen.«

»Wer weiß das schon.«

Es kam noch jemand. Der Pfarrer ließ es sich nicht nehmen, uns zu begleiten. Er sah aus, als hätte er mit jemandem gerauft. »Ich bleibe bei Ihnen.«

»Aber Udexa ist ein Monstrum, das keine Rücksicht nehmen wird. Auch nicht auf Sie.«

»Das weiß ich. Aber soll ich jetzt kneifen?«

»Das sicherlich nicht.«

»Bitte.«

Ohne uns abgesprochen zu haben, verließen wir den relativ sicheren Ort und schritten der zertrümmerten Achterbahn entgegen. Eine Strebe war über das Kassenhaus gefallen und hatte es zerdrückt wie eine Schachtel Pappe.

Auch die unnatürliche Stille zerrte an unseren Nerven. Wir wußten, daß die Kröte in der Nähe lauerte, hatten aber keine Ahnung, wo sie sich verborgen hielt.

Zur gleichen Zeit erreichten wir das Gebiet der Achterbahn. Es hatte Tote gegeben, und ich hoffte stark, daß nicht alle Menschen ihr Leben verloren hatten.

Die Frau im Kassenhäuschen war unter den Trümmern begraben worden. Aus einer Öffnung schaute noch ihr Arm hervor. Die Hand war zur Faust geballt. Sie wirkte auf uns wie ein stummes Mahnmal.

»Einer muß immer seinen Blick nach oben gerichtet halten«, schlug ich vor. »Udexa kann jeden Augenblick wieder erscheinen.«

»Ich mache das«, sagte der Pfarrer.

Suko und ich bestiegen als erste das Trümmerfeld aus Stahl, Holz und zerborstenem Glas. Es brannte keine einzige Glühbirne mehr.

Beim Angriff der Kröte waren sie mit blitzenden Funkenschlägen zerplatzt. Ihre winzigen Einzelteile lagen auf dem Boden verstreut.

Leises Stöhnen ließ uns zusammenzucken. Zwischen zwei Holzpfeilern und unter einer Schiene eingeklemmt fanden wir noch einen Wagen. Er hatte sich noch nicht auf der Höhe befunden und war schon kurz nach dem Start erwischt worden.

Hier hatten die sechs Fahrgäste überlebt. Zwei von ihnen waren allerdings bewußtlos geworden.

Auch die anderen hatte es erwischt. Ich sprach mit ihnen und versprach ihnen Hilfe.

Dabei schauten sie mich mit flackernden Blicken an. Ich glaubte kaum, daß sie mich überhaupt verstanden hatten, der Schock saß bei ihnen einfach zu tief.

Suko fand zwei Tote. Erschüttert stand er vor den Leichen. Die Schultern gehoben, die Hände geballt. So drückte er seine Hilflosigkeit aus. »Sag mir, John, wie ich das Monstrum killen kann. Bei Gott, ich tue es, das verspreche ich.«

»Klar, ich auch.«

Wir suchten weiter. Manchmal versperrten uns die Trümmer den Weg. Unter ihnen klang hin und wieder ein Wimmern hervor. Die Verletzten konnten erst geborgen werden, wenn geschweißt worden war.

Wir winkten dem Pfarrer zu, der sofort ankam. In kurzen Worten erklärten wir ihm, was wir entdeckt hatten. Wir baten ihn auch,

Rettungstrupps zu verständigen, falls das nicht schon geschehen sei.
»Geht klar«, antwortete er krächzend. »Aber was werden Sie machen?«
»Wir suchen Udexa!«
»Und wo?«
Ich hob die Schultern. »Vielleicht hat sich die Monster-Kröte wieder zurück in den Sumpf begeben. Sollte sie dort tatsächlich sein, werden wir sie auch da stellen.«
»Wie?«
»Nicht mit einem Boot. Möglicherweise müssen wir einen Hubschrauber anfordern.«
»Wie Sie meinen.«
Der Pfarrer ging. Er ließ uns mit unseren Gedanken und auch mit der Hilflosigkeit allein.
Der Rummel war zu einer Stätte des Todes geworden. Wo noch vor einer halben Stunde Leben und Treiben geherrscht hatte, breitete sich nun die ungewöhnliche Stille aus.
Auch die Musik war verstummt. Wenn wir gingen, waren unsere Schritte die einzigen Geräusche.
Udexa zeigte sich nicht.
Sie war aus dem Dunkel gekommen und auch dorthin wieder zurückgekehrt. Würde sie auch da bleiben?
Ich konnte es nicht sagen, niemand konnte uns da einen Rat geben, weil ein Monstrum wie sie unberechenbar war.
»Wenn wir sie nicht finden, müssen wir sie suchen«, sagte Suko.
»Noch einmal können wir uns eine solche Überraschung nicht leisten. Die würde möglicherweise wesentlich schlimmer enden.«
»Stimmt. Fragt sich nur, wo wir anfangen?«
»Da kann ich dir auch keinen Rat geben.«
Nach der Achterbahn sahen wir uns die anderen Vergnügungseinrichtungen an. Eine gespenstische Ruhe herrschte vor. Hier war nichts zerstört worden. Auf dem Rechteck der Scooter-Bahn standen die leeren Wagen.
Nicht ganz. In einem hockte ein junger Mann. Er war total betrunken. Die Flasche hielt er noch in der Hand. Sein Kopf war nach vorn gesunken, und er schlief.
Am liebsten hätte ich den Namen der Kröte hinausgeschrieen, um sie zu locken, aber ich wollte mich nicht lächerlich machen. Suko war eine andere Idee gekommen. »Wir konzentrieren uns hier auf den Rummel. Vielleicht verfolgt sie ganz andere Pläne.«
»Und welche?«
»Das Dorf!«
Ich schaute ihn starr an. »Verdammt, da kannst du recht haben. Hier gibt es keine Menschen mehr außer uns.«

»Eben.«

Wir beschlossen, den Rummel zu verlassen und die Kröte zu suchen. Eine Spur von ihr entdeckten wir jedoch nicht. Auch nicht im Dorf, wo die Menschen vor ihren Häusern standen, weinten und diskutierten.

Wir hörten auch, daß Rettungsfahrzeuge unterwegs waren und sich um die Verletzten kümmern würden.

Eine Nacht des Schreckens hatte Wye heimgesucht. War sie schon beendet?

Niemand legte sich hin. Ein jeder wartete auf ein erneutes Auftauchen des Monstrums.

Aber Udexa kam nicht. Dafür trafen die Rettungswagen ein. Vom Katastrophenschutz waren ebenfalls Männer erschienen, die sich an ihre harte Arbeit machten.

Ich telefonierte mit London und gab einen Bericht an Sir James durch, der ebenfalls geschockt wurde. Ich erklärte ihm, daß wir so lange bleiben würden, bis Udexa vernichtet war.

»Wissen Sie denn schon, wie Sie das anstellen wollen?« fragte er.

»Nein, Sir, leider nicht…«

***

Am anderen Morgen, die Dämmerung war soeben verschwunden, zogen wir eine Bilanz des Schreckens.

Sieben Tote hatte der Überfall gekostet und doppelt so viele Verletzte. Die Leichen lagen in der Kirche. Man hatte nicht einmal ausreichend Särge.

Über dem Ort lag das Schweigen wie eine dumpfe Glocke. Die Menschen, wenn sie sich auf der Straße zeigten, gingen nicht, sie schlichen. Die Furcht vor einem erneuten Überfall zeichnete ihre Gesichter.

Suko und ich hatten die restlichen Stunden der Nacht in einem Gasthaus verbracht. Geschlafen hatte keiner von uns. Wir fühlten uns beide ziemlich ausgelaugt.

Sir James hatte von London aus in den Fall eingegriffen und eine Nachrichtensperre verhängt. Um Wye herum war praktisch der Ausnahmezustand erklärt worden.

Auf uns lastete die Bürde der Verantwortung, und ebenfalls auf den Pfarrer, mit dem wir uns in seinem Haus trafen.

Wir befanden uns im Schatten der Kirche, und der Geistliche persönlich hatte Kaffee gekocht. Eine Messe lag bereits hinter ihm. Die Bewohner waren in Scharen in die Kirche gestürmt. Sie hatten gezittert und gebetet, jetzt warteten sie wieder auf die Dunkelheit und die Nacht und darauf, daß Udexa abermals erschien.

»Möglicherweise werden wir evakuieren«, sprach ich den Geistlichen an.

»Haben Sie das veranlaßt?«
»Nein, aber das ist wohl die einzige Chance.« Ich griff nach der Kaffeetasse und nahm einen Schluck. Der Pfarrer hatte es gut gemeint. Die Brühe war so stark, daß sie fast Tote aufweckte.
»Wann soll die Aktion denn starten?«
Ich hob die Schultern und trank weiter. Deshalb gab Suko die Antwort. »Ein genauer Zeitplan steht noch nicht fest, aber wir werden uns schon etwas einfallen lassen.«
»Auch wegen Udexa?«
Ich stellte die Tasse ab. »Ja, auch wegen dieser Bestie. Das müssen wir einfach. Wir können nicht hinnehmen, daß sie durch die Gegend läuft und mordet.«
»Das sehe ich ein.« Der Geistliche bat um eine Zigarette, die er von mir bekam. Ich nahm auch ein Stäbchen. Der Rauch quoll als Wolken zwischen uns über der Tischplatte. »Aber, so frage ich Sie, wie wollen Sie das Monstrum stoppen?«
»Es ist ungewöhnlich. Aus diesem Grunde werden wir auch zu ungewöhnlichen Methoden greifen müssen.«
»Wie sehen die aus?«
Ich goß Kaffee aus der Warmhaltekanne nach. »Ich habe ja schon von einem Hubschrauber gesprochen. Wenn wir ihn brauchen, stellt ihn uns die Army zur Verfügung. Wenn es nicht anders klappt, schießen wir der Bestie eine Rakete ins Maul, die sie zerfetzen wird.«
Der Pfarrer bekam große Augen. »Lieber Gott, das hört sich an, als würden wir über einen Film reden.«
»Sicher. Leider ist es die Wirklichkeit.«
Der Geistliche lehnte sich zurück. »Dabei hat alles mit dem alten Griffith angefangen. Ich wollte ihm nicht glauben, als er mich zu dieser Statue führte. Ich habe auch keine Veränderung bei ihr festgestellt, muß ich Ihnen ehrlich sagen, und ich wollte auch nicht glauben, daß dieses Ungeheuer existiert, bis ich…«
»Augenblick mal!« unterbrach ich den Mann mit lauter Stimme, so daß der Pfarrer erschreckt schwieg. »Sie haben gerade von der Statue gesprochen, die sich verändert hat.«
»Ja.«
Ich blickte Suko an. »Mensch, Alter, könnte das vielleicht die Lösung sein!«
»Wie meinst du das?«
»Ganz einfach. Wenn sich die Statue tatsächlich verändert hat, muß es zwischen ihr und der lebenden Kröte eine Verbindung geben. Beide sind magisch aufgeladen…«
Mein Freund schlug sich gegen die Stirn. »Klar, jetzt weiß ich Bescheid. Du denkst daran, die Statue zu zerstören – oder?«
»Genau, falls wir einen Weg finden.«

Der Geistliche schaute uns verständnislos an. »Das begreife ich alles nicht. Sie sprechen von einer Magie, die in der Statue ist.«
»Sie muß es sein!« erklärte ich.
»Was macht Sie so sicher?«
»Erstens die Erfahrung und zweitens Ihre Erzählung. Durch die Statue hat Udexa in diesem Ort eine Unterstützung. Möglicherweise sind die beiden sogar ein- und dieselbe Person. In diesem Spiel müssen wir mit allem rechnen. Und beide stehen auch unter einem magischen Einfluß, davon bin ich überzeugt.« Ich stand auf und schob den Stuhl zurück. »Drücken Sie uns die Daumen, Herr Pfarrer. Wenn ich recht habe, wird es zu keiner Evakuierung kommen.«
»Das wäre allerdings zu schön, um wahr zu sein.«
»Wir werden sehen.«
Der Geistliche wollte noch mit uns gehen. Ich aber überzeugte ihn davon, daß es besser war, wenn er bei seinen Menschen blieb, für die er Verantwortung übernommen hatte.
Er drückte uns zum Abschied die Hände, und wir verließen sein Haus neben der Kirche.
Auf dem Platz standen noch die Menschen. Sie betrachteten uns mit scheuen Blicken. Es schien sich herumgesprochen zu haben, wer wir waren. Auch die Männer vom Katastrophenschutz befanden sich noch in der Stadt. Sie würden, wenn es zu einer Evakuierung kam, die Menschen mit ihren Wagen wegfahren.
Das Dorf war so leer und tot. Die Sonne stand als fahler Ball am Himmel. Ihre Strahlen waren heiß. Flüssigkeit aus dem Sumpf verdampfte.
Den Brunnen mit der Krötenstatue hatten wir schnell gefunden.
Sonst waren er und seine Umgebung ein beliebter Treffpunkt für die älteren Menschen im Dorf. Zu dieser Stunde saß niemand im Schatten der Bäume auf den grün und weiß gestrichenen Bänken.
Der Brunnen und damit das Krötendenkmal lagen im Sonnenschein. Zum erstenmal schauten Suko und ich uns diese steinerne Hinterlassenschaft aus der Nähe an.
Etwa einen Schritt vor dem Rand blieben wir stehen. Die Kröte sah so aus wie Udexa.
Wir hatten das Monstrum schon zweimal gesehen und entdeckten keinen Unterschied. Nur war dieses Denkmal entsprechend kleiner.
Sogar das Maul stand offen. Wasser sprudelte allerdings nicht aus der flach wirkenden Öffnung.
Das Auffangbecken war noch feucht vom letzten Wasser. Ansonsten machte dieses Denkmal einen völlig harmlosen Eindruck auf uns.
»Hat der Pfarrer sich geirrt?« fragte Suko.
Er erntete von mir nur ein Schulterzucken und ergriff selbst die Initiative.

Beide Hände legte er um die Figur. Dabei drehte er den Kopf und schaute mich an. »Der Stein ist warm.«

»Sicher, durch die Sonne. Oder fühlst du vielleicht eine magische Wärme?«

»Nein, das wohl nicht.«

»Aber wir könnten es herausfinden.«

»Durch das Kreuz?«

»Klar. Und durch deine Peitsche.«

Suko wehrte ab. »Augenblick noch. Ich will nur in seine Augen schauen. Davon hat der Pfarrer auch gesprochen.«

Ich ließ meinen Partner gewähren. Stille umgab uns. Nur aus der Ferne hörten wir das leise Brummen eines Automotors. Suko ließ sich Zeit. Als er sich mir zuwandte, nickte er auch. »Wenn mich nicht alles täuscht, besitzt diese Figur den gleichen Augenausdruck wie Udexa. Du kannst ja nachschauen.«

»Nein, ich glaube dir.«

Jetzt war ich an der Reihe. Udexa sollte, wenn man den Sagen glauben konnte, mit dem Teufel im Bunde stehen. Sie war dort entstanden, wo der Satan eine Heimat gehabt hatte.

Und der Teufel hatte Angst vor meinem Kreuz. Ob sich dies auch auf die Killer-Kröte übertragen hatte, wollte ich herausfinden.

Ich hatte das Kreuz schon hervorgeholt und schaute, ob es reagierte. Sehr vorsichtig brachte ich meinen ungewöhnlichen Talisman in die Nähe der Kröte. Das Gestein schimmerte schwarz bis grün. Die hellen Augen lagen bewegungslos wie starre Lichter.

Wenig später berührten sich Kreuz und Kröte!

Zuerst geschah nichts. Da ich meine Hand ebenfalls gegen die Figur gelegt hatte, spürte ich das leise Vibrieren, das tief in ihrem Inneren seinen Ursprung haben mußte.

»Es tut sich etwas«, flüsterte ich Suko zu.

»Was?«

»Sie scheint zu leben.«

Als ich das gesagt hatte, griff Suko zur Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Dann hielt er den Griff schlagbereit. Sein lauernder Blick war auf die Krötenfigur gerichtet.

»John, weg!«

Ich hörte Sukos Warnung, sprang zur Seite, und dies gerade im rechten Augenblick, denn aus dem Maul schoß ein Schwall Blut…

***

Kein rotes Menschenblut, nein es war grün. Grünes Dämonenblut.

Ich will nicht gerade behaupten, daß wir vor Spannung den Atem anhielten, überrascht waren wir trotzdem, und die Dämonenblutspeierei der Kröte hörte auch nicht auf.

In Intervallen schoß es hervor, klatschte in die Rinne und verlief sich dort. Wir sahen auch, daß sich die Augen bewegten und die Haut plötzlich Risse bekam.

Suko lachte auf. »Jetzt wird sie zerstört!«

Das dachte ich auch, aber wir irrten uns beide, denn aus den Rissen quollen düstere Schattenwolken hervor, die sich über der Gestalt aus Stein verdichteten und allmählich Form annahmen.

Die Form einer Kröte!

Wir staunten beide. Durch unseren Einsatz hatten wir es geschafft, die beiden Magien voneinander zu lösen. Uns war es aber auch gelungen, Udexa entstehen zu lassen.

»John, der Schatten!« flüsterte Suko. »Erinnere dich, wie er lauerte. Sie kann beides. Gestalt annehmen und ein Schatten sein. Fast so wie Arkonada oder der Spuk.«

Damit wollte ich die Kröte nicht verglichen wissen, denn sie war nur im dämonischen Sinne gefährlich.

»Ich spreche die Formel, Suko!«

»Okay.«

Mit einem Satz sprang ich auf den Rand des Brunnens und baute mich so auf, daß ich von dem herausströmenden Dämonenblut nicht getroffen wurde.

Das Kreuz hielt ich hoch, drückte den Arm vor und brachte es dann in den Schatten hinein.

Die Formel brauchte ich nicht zu rufen. Der Krötengeist, vielleicht auch der des Teufels reagierten auf die Weiße Magie, wie ich es oft erlebt hatte.

Zuerst wuchs der Schatten gewaltig auf. Ich bekam es schon mit der Angst zu tun, als er plötzlich die Größe der Udexa angenommen hatte. Jetzt hätte er sich materialisieren müssen, das geschah nicht.

Plötzlich besaß die Kröte keine Kraft mehr. Die des Kreuzes war stärker gewesen.

Irgendwoher vernahmen wir ein hohl klingendes Pfeifen, als würde der Wind um Hausecken heulen. Dann erwischte es den Schatten über der Figur.

Er wurde zerstört.

In Fetzen flog er davon, und zur gleichen Zeit erklang das Knacken und Knirschen, als die Figur zersplitterte und vor unseren Augen auseinanderfiel. Suko und ich schauten gebannt zu.

Der Stein zerrieselte. Zurück blieben nur mehr Krümel, die im grünen Dämonenblut schwammen.

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Wenn doch alles so einfach wäre«, flüsterte er.

Ich gab ihm recht. »Manchmal kommt man eben auf die einfachsten Dinge zuletzt. Was hätten wir uns in diesem Fall alles ersparen

können.« Ich schüttelte den Kopf und dachte dabei zurück an die vergangene Nacht des Schreckens.

Wir bekamen Besuch. Der Pfarrer hatte es allein nicht mehr ausgehalten. Er blieb neben uns stehen und flüsterte: »Was ist das denn? Haben Sie das Denkmal zerstört?«

»Ja und Udexa ebenfalls.«

»Die Monster-Kröte?«

»Sicher.«

»Wieso denn?«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schultern. »Das ist eine längere Geschichte, auch wenn sie einfach klingt…«

***

Wenig später sprach ich mit Sir James und riet ihm, den Einsatz abzublasen. Die Evakuierung wurde nicht durchgeführt, nur die Toten, die holte niemand mehr ins Leben zurück.

In diesem Ort hatte Udexa, die Killer-Kröte, ihre Spuren hinterlassen. Sie würden wohl nie gelöscht werden.

Suko wartete in der Gaststube auf mich. Er trank ein kühles Bier und nickte mir zu. »Alles klar?«

»Sicher.«

»Auch für mich?«

Ich nahm ihm das Glas aus der Hand und trank ebenfalls. »Wie meinst du das denn?«

»Glaub nur nicht, daß ich noch weiter bei Dr. Barrymoore bleibe. London wird mich bald wiedersehen.«

»Das habe ich mir gedacht. Bleibst du auch in der Wohnung?«

Er nickte. »Ich werde darüber hinwegkommen, und ich werde auch nachdenken, John.«

»Worüber?«

»Shao!« flüsterte Suko. »Ich muß mich damit abfinden, daß sie tot ist. Obwohl etwas mit ihrem Tod nicht gestimmt hat. Vielleicht kriege ich es heraus.«

»Das hört sich doch an, als wolltest du dich vom Yard beurlauben lassen.«

»Diese Möglichkeit besteht durchaus, John. Und niemand, selbst Sir James nicht, wird mich daran hindern können…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 449 »Das Schreckgespenst«